



Y

---

N° 09







Schweyz

IM VATIKAN



*Die frisch vereidigten  
Hellebardiere der Päpst-  
lichen Schweizergarde  
FOTO: Stefan Zürrer*



# LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

**S**chwyzler lieben ihren Kanton? Uneingeschränktes „Ja!“. Aber sie schwärmen auch aus. In die Fremde.

Wie zum Beispiel der Steiner Leo Schelbert, der seit über 30 Jahren in Amerika lebt und dort Professor für Einwanderungsgeschichte an der Universität von Illinois war. Wir haben ihn besucht und mit ihm gesprochen: Über Sitting Bull.

Oder Fabian Römer, der als Film- und Fernsehkomponist in München lebt und in über 150 Filmen dafür gesorgt hat, dass wir Zuschauer emotional beteiligt sind.

Oder Peter Marvey, der als Zauberer sein eigenes Varieté-Theater in Feusisberg hat und für sechs Monate in Genting, dem malayischen „Las Vegas“, auftritt.

Oder Suhrkamp-Autorin Gertrud Leutenegger, die viele Jahre in Japan und in Italien gelebt hat. Mit ihr haben wir uns über ihr neues Buch „Panischer Frühling“ unterhalten – und über ihre Heimat Schwyz, der noch immer ihr Herz gehört.

Eine begeisterte Schwyzlerin ist auch Marie-Louise Beffa, die derzeit die Hauptrolle im „Föhnsturm“ an der „Bühne 66“ spielt. Ihre Devise auf der Bühne wie im Leben: „Sei der Tänzer auf Deinem Parkett!“

Unser Fotograf Stefan Zürrer ist wieder mit Bild und Text vertreten. Dieses Mal berichtet er über seinen ersten Alpaufzug – der völlig ins Wasser fiel.

Unsere Kantonesisch-Kolumnistin Nathalie Henseler beweist in dieser Ausgabe, dass es nicht nur alte



Andreas Lukoschik


Schwyzler Ausdrücke gibt, sondern auch kreative Neuschöpfungen. Oder wissen Sie was „La´Chonigi“ sind?

Unser Experte Hans Steinegger berichtet über die Sennengesellschaft von Gersau.

Und dann gibt es drei besondere Ereignisse:

Am 28. Juli vor 100 Jahren begann der erste Weltkrieg. Nach der ersten Begeisterung erreichten die ersten Fotos von Soldaten die schwarze Madonna von Einsiedeln. In der Folge entstand die grösste Sammlung von Soldatenfotografien. Der Luzerner Prof. Valentin Groebner schreibt dazu einige Gedanken.

Am Jahrestag des „Sacco di Roma“ – der Plünderung Roms im Jahr 1527 – findet traditionell die Vereidigung der Schweizer Gardisten im Vatikan statt. 2014 war der Gast-Kanton – Schwyz. Und ist mit mehreren Hundertschaften aus dem Kanton angereist. Bilder eines denkwürdigen Ereignisses – und ein Interview mit dem Chef der Schweizergarde Oberst Daniel Anrig

Am 12. Juni beginnt die Fussball WM in Brasilien. Weil wir kein tagesaktuelles Magazin sind, aber dennoch die Brücke nach Brasilien schlagen wollten, haben wir Thomas Lupo, Design Direktor bei JungvonMatt-Stuttgart, gebeten, diese Ausgabe zu illustrieren. Er hat es im Rahmen seines Kinderhilfsprojektes „ARTHELPS“ mit den Kindern der Favela „Papageienhügel“ in Belo Horizonte gemacht. Mehr über seine Arbeit erfahren Sie hier: [www.arthelps.de](http://www.arthelps.de) 

# INHALT

## VATIKAN

**08 Die neuen Schweizergardisten werden vereidigt**  
Schwyz zieht mit sechs Hundertschaften in den Vatikan

**18 Die Schutzengel des Heiligen Vaters**  
Der Kommandant der Schweizergarde über seine Truppe

## SCHWYZ

**26 Gertrud Leutenegger**  
Die Suhrkamp-Autorin, ihr neues Buch und ihre Liebe zu Schwyz

**32 Von Muotatal zum Dräckloch**  
Ein Alpaufzug, der ins Wasser fiel

**38 „Sei der Tänzer auf Deinem Parkett!“**  
Marie-Louise Beffa über die Lust am Schauspielen

**42 K.u.K. am Kaiserstock**  
Robert Gisler vom „Restaurant Kaiserstock“ in Riemenstalden

## EINSIEDELN

**48 Soldatenfotos an die Schwarze Madonna**  
Gedanken zur grössten Sammlung dieser Art weit und breit

## HÖFE

**54 „Haste Töne?“**  
Fabian Römer aus Freienbach hat's – für 150 Filme und mehr

**58 Magic Marvey**  
Die Welt des poetischen Zauberers Peter Marvey

## GERSAU


**64 „Aventüren“ und „Tschärmeler“**  
Die seltenen Bräuche der Gersauer Sennengesellschaft

**66 „Kantonesisches“**  
Nathalie Henseler erklärt was „La'Chonigi“ sind

## WELT

**70 „Trotzdem froh gegen den Wind!“**  
Der Steiner Prof. Leo Schelbert über Amerika & „Sitting Bull“

**76 ARTHELPS**  
Die kreative Kinderorganisation, die dieses Y Mag illustriert hat

 **WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE, BEKOMMT ES HIER:**  
*Amt für Wirtschaft  
Bahnhofstr. 15  
CH 6431 Schwyz*

**kantonschwyz**



## IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker, München

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison, München

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Daniel Rudolf Anrig, Oberst Edgar Gwerder, Fabian Römer, Gertrud Leutenegger, Marie-Louise Beffa, Stefan Zürrer, Robert Gisler, Prof. Dr. Valentin Groebner, Peter Marvey, Hans Steinegger, Prof. Dr. Leo Schelbert, Nathalie Henseler, Andreas Meyerhans, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gabriele Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seißler & Benno Kälin

FOTOS: Stefan Zürrer

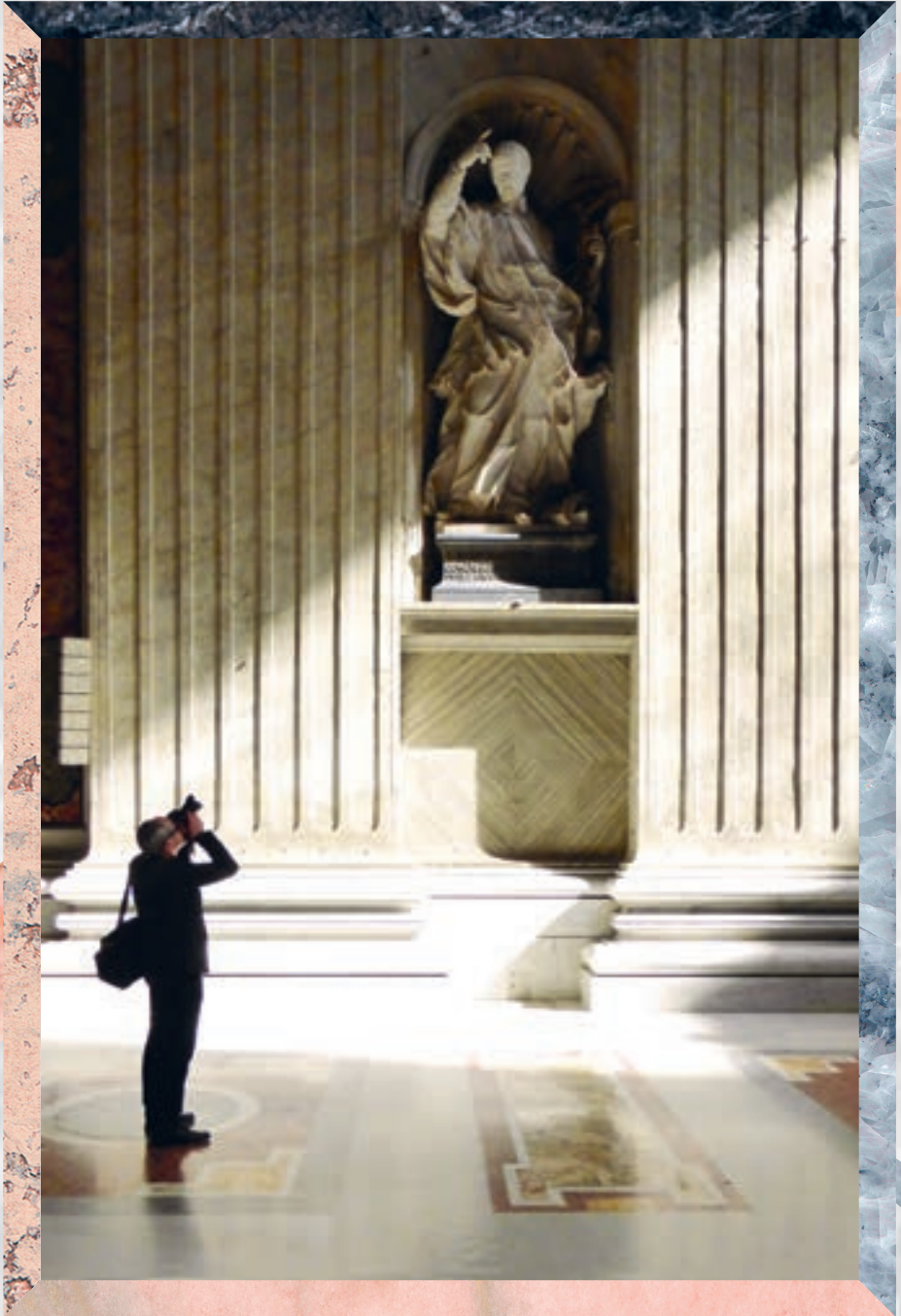
ILLUSTRATIONEN: Thomas Lupo und die Kinder des „Papageienhügel“ in Belo Horizonte (Porträts) und Florian Fischer (Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5, München

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen





*Unser Fotograf  
Stefan Zürrier im  
Petersdom bei der  
Arbeit  
FOTO: Andreas  
Lukoschik*





DER  
SACCO  
DI ROMA

FIDES

MUNDO RE





DIE VEREIDIGUNG DER NEUEN SCHWEIZERGARDISTEN MIT DEM GASTKANTON SCHWYZ

von Andreas Lukoschik

Die historischen Wurzeln sind nicht besonders erfreulich. Das ist schon am Namen: „Sacco di Roma“ zu erkennen. Der kommt vom Italienischen „sacco“, einem veralteten Ausdruck für „Plünderung“. Der Sacco di Roma war also die Plünderung Roms und des Kirchenstaates. Stattgefunden hat sie am 6. Mai 1527. Sie gilt als Höhepunkt der Gewaltexzesse durch Söldner, die von ihrer Führung nicht mehr zu kontrollieren waren. Mit anderen Worten: Der 6. Mai 1527 erinnert an Raub, Mord und Totschlag.

Dabei tat sich die Schweizer Garde als das hervor, als was sie ihr Gründungspapst, Julius II., einmal bezeichnet hatte: Als „Hüter der Freiheit der Kirche“. Während am 6. Mai vor fast 500 Jahren ein 24 000 Mann starkes Heer aus deutschen Landsknechten, spanischen Söldnern und papstfeindlichen italienischen Condottieri in Rom standen, verteidigten 147 Schweizergardisten auf dem Platz vor dem Petersdom – der damals noch im Bau war – ihren Herrn, Clemens VII. Sie wurden bei diesem Kampf bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Während ihre Kameraden so den Rückzug sicherten, flohen 42 Gardisten mit dem Papst durch den Passetto di Borgo in die Engelsburg und retteten ihm so das Leben. Dennoch musste er einen Monat später, am 7. Juni, kapitulieren. In der Folge wurde die Schweizer Garde – oder das, was davon noch übrig war – aufgelöst. Erst 21 Jahre später stellte Paul III. sie wieder auf. Die Schweizergarde gedenkt noch heute am 6. Mai der Toten dieses Sacco di Roma und vereidigt die neuen Rekruten an diesem Tag. So auch in diesem Jahr.

Der Gastkanton bei der Vereidigung 2014 war Schwyz, dessen definitive Zugehörigkeit zum Bistum Chur Papst Leo XII. mit der *Bulle Imposita humilitati* 1824 verfügte. Als einziger Kanton im Bistum Chur hat der Kanton eine entsprechende Vereinbarung mit dem Churer Bischof. Der wird kraft der päpstlichen Bulle völkerrechtliche Qualität beigemessen.

Dieser besonderen Stellung des Kantons eingedenk und dank der guten Verbindungen des organisierenden Schwyzer Kreiskommandanten Edgar Gwerder zur Schweizergarde, wurden im Festprogramm der Vereidigung Dinge möglich, die es vorher so nie gegeben hat. Als *ein* Beispiel sei hier nur die Vesper in der Sixtinischen Kapelle erwähnt.

Die Schwyzer Bürger, die in sechs Hundertschaften im Vatikan anrückten (*auch das hat es so bisher noch nie gegeben*), bekamen dadurch ein Bild vom Leben im und um den Petersdom, der nur wenigen Besuchern möglich ist.

Unser Fotograf Stefan Zürrer hat auf den nächsten Seiten dafür gesorgt, dass auch Sie sich ein Bild davon machen können. Wenn auch nur ein Gedrucktes.

MONTAG  
17.30

Vesper in der  
Sixtinischen Kapelle

*Der Singkreis  
Brunnen unter  
der Leitung von  
Stefan Albrecht  
rührte die Herzen  
derjenigen, die  
ihren Gesang an  
diesem Ort miter-  
leben durften*



*Das hat es vorher noch nie gegeben:  
Der Gastkanton Schwyz bekommt  
auf persönliche Genehmigung des  
Präfekten des Päpstlichen Hauses,  
Erzbischof Gänswein, das Privileg,  
in der Sixtinischen Kapelle eine Ves-  
per feiern zu dürfen. Dazu erschien  
die gesamte Regierung von Schwyz  
(oben und unten).*

*Abt Urban Federer sprach  
Worte der Andacht und  
Meditation an diesem  
geschichtsträchtigen Ort*





*Dario Muzzin aus  
Brunnen leistet den  
Schwur.  
Die erhobenen drei  
Finger stehen für die  
Dreifaltigkeit*

---

DIENSTAG  
11.30

Vereidigung  
der neuen  
Schweizergardisten  
im Cortile San Damaso  
des Apostolischen  
Palastes

---



*Gäste der Vereidigung:  
Kurienkardinal Kurt  
Koch und Weihbischof  
Marian Eleganti aus  
Chur (oben) sowie  
der Präfekt des  
Päpstlichen Hauses  
Kurienerzbischof  
Georg Gänswein  
(unten)*







*Die Kinder des Schweizergardisten Urs Breitenmoser überreichen Papst Franziskus Bilder, die sie für ihn gemalt haben.  
FOTO: Oliver Sittl*

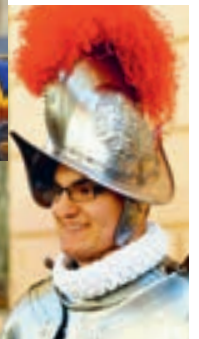
---

## DIENSTAG

---

Im Anschluss Aperó  
für die Familien  
und Freunde

---



*Die frisch vereidigten  
Schwyzer Gardisten  
(von oben nach unten):  
Dominik Reding aus Arth,  
Christian Tischhauser aus  
Schwyz, Dario Muzzin aus  
Brunnen und Thierry  
Reichmuth aus Pfäffikon  
mit seiner Familie*



DIENSTAG  
17.30

Feierliche Messe  
im Petersdom  
mit seiner Eminenz  
Kardinalstaatssekretär  
seiner Heiligkeit  
Papst Franziskus

*Ein herzliches "Danke!" an  
den Kreiskommandanten  
Oberst Edgar Gwerder für  
die grossartige Organisa-  
tion dieser eindrücklichen  
Tage in Rom!*





MITTWOCH  
10.30

Generalaudienz auf  
dem Petersplatz

*Papst Franziskus fährt zu Beginn der Generalaudienz fast eine halbe Stunde lang über den Petersplatz - auch bis zu den letzten Reihen am Ende des Platzes.*

*Seine besondere Aufmerksamkeit und Zuneigung gilt dabei den Kindern und Kranken.*

*Wenig Aufmerksamkeit schenkt er den Journalisten und Kameraleuten. Eine richtige Einstellung wie wir finden. Denn die einen wollen nur Bilder, die anderen aber Trost und seinen Segen.*



*Trotz Hitze und strengem Terminplan hat Papst Franziskus genug Energie für einen kleinen Scherz mit seinem Privatsekretär Erzbischof Gänswein*

*Das Schwyzer Kantonale Jugendblasorchester unter der Leitung von Urs Bamert sorgte dafür, dass der Audienz nicht die Leichtigkeit abhanden kam*







DIE  
SCHUTZENGELE  
DES HEILIGEN  
VATERS

---



GESPRÄCH MIT DANIEL ANRIG,  
 DEM KOMMANDANTEN DER  
 SCHWEIZERGARDE,  
 ÜBER SEINE TRUPPE UND WAS  
 ES BEDEUTET, IN IHR ZU DIENEN

von Andreas Lukoschik

**W**ir treffen uns in seinem Büro im Vatikan. Die Fenster zum Ehrenhof sind geöffnet. Die Sonne strahlt an diesem herrlichen Frühlingstag. Und hin und wieder schlägt uns die grosse Standuhr die Stunde. Daniel Anrig - ein drahtiger Vierziger mit gesundem Selbstbewusstsein und einem schnellen analytischen Blick - macht den Eindruck, als ob er gerne lacht. Dennoch möchte der Besucher nicht mit ihm aneinandergeraten. So was nennt man wohl „natürliche Autorität“.

Eine wichtige Voraussetzung für die Aufgabe, Chef der inoffiziellen Armee des Vatikans zu sein. Eine Position, die nicht nur eine grosse Verantwortung mit sich bringt, sondern in der Vergangenheit Kompetenzbegehrlichkeiten anderer Sicherheitsinstitutionen des Kirchenstaates geweckt hatte. Seitdem Anrig im Dienst ist, ist davon keine Rede mehr.



? Oberst Anrig, beim Sacco di Roma liessen 1527 mehr als Dreiviertel der Schweizergardisten ihr Leben für Papst Clemens VII. Ist der Eid, den die Gardisten schwören, heute genau so ernst gemeint - dass sie ihr Leben für den Papst hingeben, um ihn zu beschützen?

! Heute drohen weniger kriegerische Auseinandersetzungen wie beim Sacco di Roma, sondern eher Anschläge oder Attacken auf den Heiligen Vater. Aber die Grundeinstellung muss dieselbe sein, seinen Einsatz so zu geben, dass auch das Letzte denkbar ist.

? Damit wäre dann klar, dass es hier nicht darum geht, mit Pluderhosen ein bisschen in der Sonne zu stehen und sich an der Hellebarde festzuhalten.

! Die Formulierung „Pluderhose“ ist ein bisschen unpassend, wenn man bedenkt, dass dies die Uniform aus der Renaissance ist. Also um eine be-



queme Uniform, die leicht zu tragen ist und es dem Gardisten ermöglicht, seinen Dienst so zu verrichten, dass er sich in der Uniform wohlfühlt und auch Hand anlegen kann.

? Wie heissen die Hosen richtig?

! Das sind so genannte „Landsknecht-uniformen“.

? Und die sind tatsächlich so bequem, dass sie damit einschreiten können?

! Sie können es ja mal probieren ...

? Mille Grazie. Die Schweizergardisten schwören bei der Vereidigung, Treue zum Papst. Jetzt gibt es aber zwei. Gilt diese Treue für beide oder nur für den Amtierenden?

! Unser Dienstherr ist der amtierende Bischof von Rom, für den wir im vollen Einsatz sind. Das heisst beim ordentlichen Dispositiv also dem Wachdienst, was unser Kerngeschäft ist, aber auch beim ausserordentlichen Dienst also bei den grösseren Zeremonien.

Ihre Frage an mich stellt sich uns de facto aber nicht, weil sich der emeritierte Bischof von Rom im Vatikan ins Kloster zurückgezogen hat und deshalb diese Frage obsolet ist.

? Ich habe gehört, dass die Kameraüberwachung im Petersdom so ausgeklügelt installiert sei, dass man an jedem Ort im Dom das Gesicht jedes Besuchers bildschirmfüllend vergrössern kann. Stimmt das?

! Der Petersdom ist eines der meistbesuchten Bauwerke der Welt! Wenn Sie in Schwyz den Hauptplatz genau so überwachen würden, dann gäbe es sicherlich sehr deutlich geäusserte Gründe, dass man das nicht möchte. Das ist ein schönes Beispiel, dass Sie aus einem anderen Kontext an dieses Faktum herangehen.

? Wie beurteilen Sie sensationslüsterne Filme wie „Der da-Vinci-Code“ oder „Illuminati“ für Ihren Beruf als Kommandant der Schweizergarde?

! Ich sehe sie schlichtweg als das, was sie sind, Werbung. Sie stellen unseren Beruf interessant dar – und machen ihn weltweit bekannt.

? Ist er denn so wie dort gezeigt?

! Natürlich nicht.

? Sie sind von Papst Benedikt zum Kommandanten der Schweizer Garde ernannt worden. Bewirbt man sich dafür? Oder wird man empfohlen? Oder wie kommt man sonst dazu?

! Wenn man die Anzahl der Ernennungen sieht, die der Papst das ganze Jahr über, durchführen muss, sieht man, dass da viele fleissige Hände im Vorfeld tätig sein müssen. Das gilt für die Bischöfe ebenso wie für den weniger wichtigen Posten des Kommandanten der Schweizergarde. Das war auch in meinem Fall so: Mich haben andere Leute begutachtet und dann dem Heiligen Vater die Empfehlung gegeben, dass ich eine brauchbare Lösung sei.

? Wird man dann zu ihm eingeladen oder geht eine solche Berufung ganz prosaisch mit der Post raus?

! Der Nuntius ist sein Vertreter in der Schweiz und der hat mich davon in Kenntnis gesetzt. Denn ich war als junger Mann zwar in der Schweizergarde gewesen, bin danach aber zurück in die Schweiz, habe Ius studiert und ging zur Kantonspolizei Glarus, die ich drei Jahre lang als Kommandant geleitet habe. Dort erteilte mich dann der Ruf nach Rom.

? Haben Sie durch die bisweilen spontane Auslegung des Protokolls von Papst Franziskus schon sehr viele graue Haare bekommen?

! Erstens versuche ich auch weiterhin jung und dynamisch auszusehen (*Lacht*). Und zweitens gehört es zu meiner Aufgabe, sich im Zentrum um die Sicherheit des Papstes zu kümmern und das auch mit einer gewissen Gelassenheit.

? Aber die Herausforderungen sind schon gestiegen, oder? Es ist doch bestimmt anstrengender als bei Papst Benedikt!







! Das kann ich eigentlich nicht genau sagen, ob dass durch Papst Franziskus entstanden ist. Klar ist: jeder Papstwechsel bringt Veränderungen – auch durch das Umfeld. Wir haben uns natürlich sehr rasch darauf eingestellt. Das Kerngeschäft ist der Wachdienst des Heiligen Vaters. Das ist logischerweise jetzt primär am neuen Domizil – also dem Gästehaus Santa Marta – ausgerichtet. Und dann natürlich an seinem Verhalten – wie er sich bewegt. Das waren die Herausforderungen des Anfangs. Inzwischen ist es schön in diesem angepassten Dispositiv zu wirken.

? Könnten Sie sich eine andere Aufgabe vorstellen, nachdem Sie Ihren Dienst hier beim Heiligen Vater einmal beenden würden?

! Ich denke, es ist extrem wichtig, dass sich ein Mensch immer auch andere Aufgaben vorstellen kann. Diejenigen, die die Gegenwart bejammern, haben aus meiner Sicht vor allem das Problem, dass sie nicht in Varianten denken. Ich gestatte mir dagegen auch in Varianten zu denken – und entscheide mich dann täglich, hier und jetzt mein Bestes zu geben.

? Sie bleiben also dem Papst noch ein bisschen erhalten?

! Davon ist auszugehen.

? Im Magazin „Der Schweizergardist“ habe ich gelesen „FC Guardia trifft auf Bayern München“. Muss ich mir jetzt Ihre Gardisten im Match gegen Schweinsteiger & Co vorstellen?

! Wir haben das Glück, dass wir eine Institution sind, die sehr exponiert arbeitet - und auch so ihre Freizeit gestalten kann. Deshalb haben wir zum Beispiel eine hauseigene Musikkapelle. Das ist unser Juwel. Sie tritt bei jeder Vereidigung auf. Eine andere Gruppe ist der Fussball, die auch bei der Vatikan-Liga mitwirkt. Dabei gibt es zahlreiche Möglichkeiten von Freundschaftsspielen mit unterschiedlichen Clubs. Wir haben auch schon mit der Fussballnationalmannschaft gespielt und sind gegen die All-time-all-stars der Weltauswahl angetreten, mit z.B. Zinédine Zidane und solchen Kalibern. Wobei wir überrascht waren, wie fit diese 40- bis 60-jährigen immer noch sind.

? Ihre Aufgabe hier ist schon schwer zu toppen, oder? Vielleicht mit dem Weissen Haus?

! Das Weisse Haus ist sicherlich auch interessant. *(Sagt's und man sieht ihm deutlich an, dass er das nicht wirklich meint.)*

? Alle Mütter auf dieser Welt sorgen sich darum, dass ihre Kinder genug essen. Was können Sie den Schwyzer Müttern zur Verpflegung ihrer Jungs bei der Schweizergarde sagen?

! Die Lebensmittel kommen aus der Fattoria der Sommerresidenz des Papstes in Castel Gandolfo. Da hat es einen eigenen Weinberg, Olivenhaine, Viehzucht – einfach alles, um eine gewisse Autarkie sicherzustellen. Die Freilandhühner haben die schönsten Hühnerställe, die man sich vorstellen kann. Und die Kühe sind echte Simmentaler Kühe, die eine Milch geben von höchster Qualität. Das war für mich eine der grossen Überraschungen als ich hierher kam: Das Aroma, der Geschmack und der Gehalt dieser Milch - einzigartig. Als Schweizer weiss man natürlich sehr genau, wann Milch gut und wann sie Höchstqualität hat. Ich bin ausserdem einer, der einen sehr hohen Milch-, Joghurt und Käseverzehr hat. Diese Fattoria ist ein kleines landwirtschaftliches Juwel. Papst Franziskus hat übrigens die Villen des Castel Gandolfo zur Besichtigung unlängst freigegeben, so dass man sich diesen landwirtschaftlichen Betrieb nach Voranmeldung selbst anschauen kann.

? *(Neben der Fahne stehen im Büro des Kommandanten Harnisch samt Helm)* Tragen Sie das bisweilen?

! Das ist die Gran Gala. Sie wird bei der Vereidigung getragen. So wie es auch Usus ist an Weihnachten und Ostern.

? Aber der Harnisch kommt aus ehemals Habsburgischen Landen?

! Es gibt nur wenige Schmiede auf der Welt, die noch fähig sind, so etwas zu produzieren. Glücklicherweise gibt es in Österreich den Johann Schmidberger und seine Söhne, die diese alte Kunst noch beherrschen.

? Wieviel Hightech steckt in der Schweizer Garde?

! Grundsätzlich versuchen wir so modern und den Anforderungen der Zeit so gut angepasst zu sein wie nur möglich. Aber ich bin ein Kommandant,



der den Mensch in den Mittelpunkt stellt, weil es sich in meiner beruflichen Laufbahn und bei der Polizei insgesamt gezeigt hat: Technik ist gut – aber entscheidend ist der Mensch.

Das ist hier noch extremer, weil innerhalb der vatikanischen Mauern das Wissen, der persönliche Kontakt und im Sicherheitsbereich die persönliche Resistenz `Nein sagen zu können´ viel wichtiger ist als die modernsten technischen Mittel zu haben. Jede Sicherheitsbranche, die mehr auf die Technik als auf den Menschen baut, wird sich früher oder später gewisse Probleme einhandeln.

? Angesichts der Verteidigung stellt sich die Frage, nach Ihrer Botschaft für die neu vereidigten Gardisten?

! Meine Botschaft ist: Man kann nur ein guter Gardist sein, wenn man dort, wo man ist, alles gibt. Und wenn man im Dienst vom Papst ist, gibt man für ihn notfalls auch sein Leben. Diese Grundhaltung ist eine Lebenseinstellung, die über den aktiven Dienst währt. Denn ein Schwur gilt für immer. Sprich: Diese Grundhaltung soll er auch haben, wenn er zurückgeht in die Heimat, dort der Kirche treu – wenn auch in einem anderen Sinn – dient. Das unterscheidet Gardisten von anderen.

? Schwyz ist dieses Jahr Gastkanton bei der Verteidigung. Möchten Sie dem Heimatkanton der zwei vereidigten Gardisten etwas Besonderes mit auf den Weg geben?

! Für mich ist es wünschenswert, das jeder Gardist nach Hause geht und zeigt, dass die Schweizergarde die beste Lebensschule für einen Schweizer Mann ist.

? Die Schwyzer könnten noch ein bisschen aufholen: Es gibt nämlich nur sechs Schwyzer in der Schweizergarde aber zum Beispiel sechzehn aus dem Kanton St. Gallen.



! Das stimmt: Schwyz hat noch mehr Potential! Deswegen wünschen wir uns, dass sich die Rolle des Gast-Kantons so auswirkt, dass wir überflutet werden von jungen Schwyzern. (Lacht)

? Letzte Frage: Warum waren die Schweizer Soldaten früher bei ihren Dienstherrn so beliebt? Mir sagte jemand, das hätte daran gelegen, dass sie keine Gefangenen gemacht hätten.

! Es ist nicht unsere Kultur gewesen, Gefangene zu machen, sondern Beute. Aber für die Schweizergarde ist diese historische Wirklichkeit nicht die Kernfrage, sondern die Treue. Die Loyalität zum Schirmherrn war legendär. Das hat sich bei allen Höfen und Dienstherrn in Europa gezeigt. Insbesondere auch beim Papst. Siehe Sacco di Roma. Das war eine der herausragenden Kernqualitäten: Schweizer blieben treu. Auch wenn sie andere Angebote hatten. Das ist das, was damals geschätzt wurde und was ich heute meinen jungen Leuten sage: Wenn man im Dienst einer Idee ist, dann bleibt man dieser Idee auch treu und wirft nicht einfach das Handtuch, wenn eine grössere Verlockung kommt oder eine grössere Gefahr. Dennoch ist die Denkstruktur der Schweizergarde der der Schweizer Armee ähnlich - als einer Miliz- und keiner Berufsarmee. Denn die Dienstzeit variiert zwischen 25 Monaten und 25 Jahren. Diese Begrenztheit ist gesund und garantiert sowohl Kontinuität in der Erfahrung als auch die Kraft, die die Jungen bringen. Und das ist eine gute Mischung. 🍷

An aerial photograph of a mountain range. The central focus is a large, craggy rock formation with a dark, forested top. Below the rock, a valley is filled with dense green and yellow-green forests. In the distance, more mountain peaks are visible under a clear blue sky. The overall scene is bright and scenic.

*Eschweyz*





*Blick auf den Talkessel  
von Schwyz über die  
Grossen & Kleinen  
Mythen.  
FOTO: Stefan Zürrer*

# GERTRUD LEUTEN- EGGER

DIE SUHRKAMP-AUTORIN FÜHLT  
SICH IN SCHWYZ IMMER NOCH  
VERWURZELT

von Andreas Lukoschik

**I**hr neuer Roman „Panischer Frühling“ spielt in London, als der isländische Vulkan mit dem unaussprechlichen Namen Eyjafjallajökull ausbrach und für Tage den internationalen Flugverkehr lahmlegte. Damals erfuhr die Welt, wie es ist, wenn man nicht in wenigen Stunden von einem Kontinent zum nächsten springen kann - sondern alles wieder seine Grenzen hat. So wie früher.

*In jenen Tagen begegnet die Erzählerin auf der London Bridge hoch über der Themse einem jungen Mann, den ein rotes Feuermal entstellt. Nach anfänglicher Befangenheit beginnen die Beiden, sich immer länger Erinnerungen aus ihrer Kindheit zu erzählen. Dabei entfaltet sich ein herrliches Kaleidoskop an fühlbaren Bildern, das Leserinnen und Leser davonträgt. Zunächst langsam, dann immer stürmischer. Es ist ein Vergnügen, von Leuteneggers sprachlicher Kraft, mit der ihre Erinnerungen vor dem inneren Auge des Lesers entstehen, mitgerissen zu werden und an dem Wiederfinden der eigenen Geschichte in einem anderen Menschen teilzunehmen. Wer Schwyz kennt und schon einmal in London war, wird seine Freude an der Erzählung haben.*

*Uns gab Gertrud Leutenegger eines ihrer seltenen Interviews, in dem wir über ihren neuen Roman, ihre Art zu arbeiten und ihre Erinnerungen an Schwyz sprachen.*

? Frau Leutenegger, wie lange schreiben Sie an einem solchen Buch wie dem „Panischen Frühling“?

! Die Niederschrift eines Textes dauert nicht so lange. Vielleicht ein Jahr oder eineinhalb Jahre. Aber man schreibt schon vorher. Man träumt ein Buch irgendwie voraus, trägt einzelne Szenen und Bilder mit sich herum. Und dann beginne ich und schreibe es von vorne nach hinten. Ich mache also keine Collagen oder Einfügungen. Das Schreiben selbst ist wie ein Entwurf in die Zukunft.

? Sie wissen also zu Beginn des Schreibens selbst nicht, wie das Buch ausgehen wird?

! Nein. Ich habe nur eine vage Ahnung. Es ist wie ein Weg in der Morgendämmerung, wenn er noch im Nebel liegt. Ich erlebe beim Schreiben selbst Überraschungen, die mich woandershin tragen.

? Dann ist das eine ganz spannende Wanderung durch sich selbst?

! Weniger durch sich selbst. Das möchte ich eigentlich nicht. Sondern in die Welt hinein. Das 'Ich', das darin vorkommt ist ja kein psychologisches 'Ich'. Eher ein Kreuzungspunkt, in dem sich verschiedene Welten treffen, und die Welt durchsichtiger und tiefer wird.

Es braucht eine Zeit, bis sich das in London Erlebte gesetzt hat, eine erste Unmittelbarkeit verliert und dann durch die ganze Lebensmaterie hindurchgeht und auf neue Art frisch beim Schreiben entsteht.

? Wie schreiben Sie Ihre Bücher? Also ganz physisch.

! Mit der Hand. Ich finde das weisse Blatt schön. Es ist so ein Sinnbild dafür, dass man immer ganz am Anfang steht. Mit jedem Blatt. Und nicht abgelenkt wird.





*Die Schweizer Autorin  
Gertrud Leutenegger  
vor brasilianischem  
Hintergrund*

? Und dann schreiben Sie gleich so dicht? Oder verdichten sich die Worte noch durchs Überarbeiten?

! Ich schreibe zunächst mit Bleistift in ein schwarzes Wachstuchheft. Nach ein paar Tagen schreibe ich es mit der Schreibmaschine ab – damit ich es überhaupt noch lesen kann (lacht) – weil meine Aufzeichnungen manchmal etwas wild sind. Und ehe ich es an den Verlag schicke, schreibe ich es nochmals ab. Das ist für mich ganz wichtig. Erst beim Tippen ins Reine merke ich gewisse Sachen. Und dann streiche ich eher, als dass ich verdichte.

? Die Anfangsszene am Trafalgar Square, bei der Sie hinaufschauen in den blauen Himmel, der wegen der isländischen Aschewolken flugzeugfrei ist, und Sie sich jäh an den Aschermittwochmorgen auf dem Schwyzer Hauptplatz erinnern, hat mich sehr berührt.

! Ja, so war das. Hier hat man das nicht so wahrgenommen. Aber in England hatte man das Gefühl, wieder ein Inselreich zu sein, das nur mit dem Schiff erreichbar ist.

Es hat ja mehrere Flughäfen in London und der City Flughafen ist zwar sehr klein, aber die Flugzeuge fliegen bei der Landung ganz tief über das East End hin, wo ich wohnte, und landen halb im Wasser. Und wenn die plötzlich nicht mehr kommen, dann ist es ungewohnt still.

? „Die rote Briefkastensäule bei mir um die Ecke wurde, wohl wegen des Vulkanausbruchs, seit Tagen nicht geleert. Ein magerer wilder Rosenstrauch wuchs hinter ihr aus dem Asphalt, vielleicht würde er im Herbst ein paar Hagebutten tragen.“

Ein wunderbares Bild. Sehen Sie so etwas bei Ihren Wanderungen durch die Stadt und speichern Sie es oder machen Sie sich Fotos?

! Ich wünschte mir, man hätte immer diesen wachen Blick wie in einer fremden Stadt. Wobei durch diese Wachheit eine andere Wachheit lebendig wird. All die Tage in dem Sommerhaus meiner Kindheit, an die ich mich durch die Erzählungen des jungen Mannes erinnerte, liegen ja weit, weit zurück und die konnte ich nicht fotografieren. Eine nach aussen gerichtete Wachheit kann eine zweite nach innen wachrufen.

? Haben Sie in London tatsächlich einen Gesprächspartner gefunden, der das Erinnern befördert hat – so wie im Buch beschrieben?

! Das war wirklich so. Und er hat mir alles so lebendig geschildert, dass ich gar nicht bemerkt habe, was rund um mich herum geschah. Da dachte ich: Es ist schon verrückt, wie man durchs Erzählen so ins Innere eines anderen Menschen eingelassen wird. Und wie voll eine Grossstadt ist von solchen Geschichten – aber auch ein kleines Dorf....

Es ist eigentlich ein Buch über das Erzählen. Einer, der erzählt, weckt dem anderen ein Erzählen. Das ist ja manchmal so, als würde die Geschichte eines Menschen erst so richtig durch das Erzählen existieren.

? Auf der Seite 111 steht: „Jonathan fragte nie nach meiner Arbeit in dieser Stadt. Was hätte ich schon antworten können? Allem fern sein, um allem nah zu sein. Und beides, Ferne und Nähe, noch lange nicht durchdringend genug.“ Das ist schon der Kernsatz, oder?

! (*Gertrud Leutenegger sagt nichts und lächelt.*) Er erzählt ihr – und es ist bei ihr aufbewahrt. Und sie erzählt ihm – und das ist bei ihm aufbewahrt. Sie wecken gegenseitig in sich Dinge, von denen sie manchmal nicht weiss, hat er das nur geweckt – oder hat sie es doch schon erzählt.

? Die beiden Personen treffen sich immer auf der London Bridge zwischen dem Stadtteil Southwark und der City of London ...

! Die Brücke ist der Ort zwischen Himmel und Erde, wo Verbindungen zusammenkommen und sich wieder auflösen, und unter ihnen fliesst die ganze Zeit die Themse. Die Themse hat mich sehr fasziniert. Dieses Spiel der Gezeiten! Das muss man gesehen haben. Wenn man auf einer Themsebrücke steht, und sieht, wie sich Ebbe und Flut für einen kurzen Moment die Waage halten. Dann entsteht so ein quirlender Stillstand. Als ob das Wasser nicht mehr wüsste, wohin es fließen soll. Abwärts? Aufwärts? Oder bleiben? Und sich dauernd in Wirbeln drehen? Wir, die wir doch an die stillen Seen gewöhnt sind – wenn nicht gerade ein Föhnsturm tobt – und an die eindeutig fliessenden Wildbäche.... Das Bild der Brücke hat natürlich auch mit dem Ineinanderfliessen der Identitäten



„Es ist schon verrückt, wie man durchs Erzählen so ins Innere eines anderen Menschen eingelassen wird.“

zu tun, das umeinander Quirlen, das Wegfliessen, das Zusammenfliessen. Man spricht ja auch vom ErzählFLUSS.

? „Es ist, als würden wir durch unsere erste Liebe, die Liebe zu den Eltern, bedingungslos darin eingeübt, uns dem verstörend leuchtenden Geheimnis der Welt zu nähern.“

DAS charakterisiert für mich die Atmosphäre in dem Buch. Sie sind nicht – von dem, was Sie sehen – ernüchtert, abgeschreckt, angewidert, sondern Sie betrachten alles als Ausdruck der Geheimnisse dieser Welt. Das ist wunderschön und sehr versöhnlich. Deswegen verstehe ich nicht weshalb es „PANISCHER Frühling“ heisst.

! (*lacht von Herzen*) Ein bisschen geheime Panik ist schon da. Die Vergänglichkeit kann einen schon mit geheimer Panik erfüllen. Denken Sie an die Asche und den Aschermittwoch. Dann auch diese Stille über London, die vergänglich ist. Als wäre das Erzählen an diese Stille gebunden. Und dann das Verschwinden von Jonathan, wo nur noch das weisse Fahrrad bleibt. Das ist auch schmerzhaft ... Aber natürlich hat es auch eine Doppelbedeutung, die mit Pan zu tun hat, dem alten Gott der Naturreligionen. Es kommt so viel mit Bäumen in dem Roman vor. Und das Waldzimmer im Pfarrhof. Pan ist der Hirtengott, der sich in den Wäldern versteckt. Die Siesta spielt im Pfarrhof ebenfalls eine wichtige Rolle. Und Pan kommt immer zur Mittagsstunde und erschreckt die Tiere, dass sie manchmal in die Abgründe stürzen.

? Es gibt eine Doktorarbeit in Australien, die sich mit den Bezügen Ihrer Arbeiten zur katholischen Kirche beschäftigt. Wundert Sie, dass sich jemand

über den Bezug ihrer Arbeit zur katholischen Kirche Gedanken macht? Es fragt Sie dies ein altgedienter Messdiener.

! Also ich staune, dass man darüber eine dicke Doktorarbeit schreiben kann. Aber wirklich wundern tut's mich nicht. Die Autorin ist nicht katholisch. Für uns ist das Ganze vielleicht selbstverständlicher.

? Die katholische Kirche hat Sie schon sehr geprägt?

! Ja, natürlich. Wenn man in Schwyz aufwächst! Und damals hatten wir die 50er Jahre. Da war noch viel von diesem fast italienisch-barocken Katholizismus erhalten. Das ist erst in den 1960er Jahren – leider – aufgelöst worden. Es war die Zeit, als man die Mythen zerstört hat. Das war eine grosse Welle. Man hat rituelle, symbolhafte Handlungen, die schön waren und Lebendigkeit und Tiefe hatten, weggeräumt. Aber es hat sich dafür mehr Offenheit entwickelt.

? Wann kam Ihnen die Idee, dass Sie sich selbst ausdrücken wollten ... oder müssten?

! Ich habe lange eher so für mich geschrieben. Das war für mich wie atmen. Also gar nichts Besonderes. Ich hatte nie die Vorstellung, Schriftstellerin werden zu wollen. Aber letztthin ist mir in den Sinn gekommen, wann es das erste Mal war. Wissen Sie wo mein Geburtshaus in Schwyz steht?

? Nein, das wollte ich Sie noch fragen.

! Das sieht heute ganz, ganz anders aus. Ich geh' selten dort vorbei, weil es mir so weh tut. Das ist das Haus – wenn sie die Bahnhofstrasse runtergehen – nach der Brücke über den Nietenbach links. Eine grosse Jugendstilvilla mit einem grossen Garten. Der riesige Garten bis hinunter zur Gotthardstrasse war mit Apfelbäumen bepflanzt und ist jetzt ganz und gar verbaut. Der Bach war zu meiner Zeit breit und wild und noch nicht kanalisiert. Dort in diesem riesigen Garten habe ich oft allein gespielt. Ich hatte einen Kaufmannsladen. Den liebte ich sehr. Mit kleinen Schubladen, einer kleinen Waage, einer kleinen Kasse und alles so richtig schön. Meine Schwester ist dreieinhalb Jahre älter als ich und da gab es dann eine Zeit, in der sie nicht mehr mit mir spielen wollte. Da war ich allein im Garten. Zuerst war ich ein bisschen traurig. Aber dann habe ich angefangen – das waren die ersten imaginären Welten – kleine

Heftchen anzulegen: Schuldenbücher von Kunden, die sich nicht mehr zu mir in den Laden getrauten, weil sie Schulden bei mir hatten. Dann habe ich Namen erfunden und Adressen, wo sie wohnten und Notizen darüber, was für Schulden sie bei mir hatten und Geschichten dazu. Das war eine riesige Agenda. Da hat das zum ersten Mal angefangen, ein Gespräch aufzunehmen mit einer anderen Welt. Es war nicht nur eine Vorstellung. Ich habe richtig mit den Leuten in meinem Laden geredet, obwohl sie natürlich nicht da waren.

? Haben Ihre Eltern das beobachtet?

! *(Lacht)* Dass ich Gespräche mit imaginären Leuten führte? Der Garten war zum Glück sehr gross. *(Lacht noch einmal, weil ihr gerade ein Bild in den Sinn kommt)* Heute machen das alle – mit ihren Handys auf der Strasse.

? Wenn ein Manuskript fertig ist, ist das beglückend oder eher ein `Schade!`?

! Es ist beides. Einerseits ist es eine grosse innere Anstrengung, aber es ist eben auch schön, diese Arbeit zu leben. Man wird am Ende ein bisschen daraus vertrieben. Andererseits ist es auch schön, wenn man das Buch dann in der Hand hält.

? Wie sind Sie eigentlich zu Suhrkamp als Ihrem Verlag gekommen?

! Das war ein Glücksfall. Ich habe mein erstes Buch in Sils-Maria im Nietzsche-Haus angefangen und dann in Berlin zu Ende geschrieben. Zu diesem Zeitpunkt war gerade eine Filiale des Suhrkamp Verlages in Zürich eröffnet worden. Damals mit Dieter Bachmann, der danach lange Zeit das „du“ gemacht hat. Dorthin hatte ich mein Manuskript geschickt. Eines Tages kam Siegfried Unseld nach Zürich und nahm es mit. Auf dem Weg nach Genf las er es im Flugzeug, als ein Sturm aufkam und die Maschine nicht landen konnte. Ich habe dazu immer gesagt: `Die Elemente haben mitgewirkt.` *(lacht wieder)* Also kreiste das Flugzeug lange über Genf, dabei hatte Unseld das ganze Buch fertig gelesen. Danach wollte er es drucken.

? Ja, wenn der legendäre Siegfried Unseld das höchstpersönlich entschieden hat, dann war das für das erste Manuskript gleich der Ritterschlag!

! Er hat sogar gesagt: `Selbst wenn Sie nichts mehr schreiben, dieses Buch machen wir.` Ja, das

war schön. Gleich beim ersten Manuskript. Ich war damals ja erst 26.

? Sie haben viel gesehen auf der Welt und sind in Schwyz verwurzelt. Wie sehen Sie den Schwyzer?

! Es ist überall auf der Welt so: Es genügen ganz wenige Menschen, dass man sich irgendwo zuhause fühlt. Da kann es noch so viele Menschen geben, die Meinungen vertreten, die man überhaupt nicht bejahen kann, aber ein paar einzelne Menschen bedeuten einem eben Heimat. Und die habe ich zum Glück immer noch in Schwyz.

Dann hänge ich ganz stark an der Landschaft. Ich bin einmal mit dem letzten Schiff von Luzern nach Brunnen gefahren. Es war eine helle Juninacht. Wenn man dann um den Gersauer Stock herumkommt und die Mythen sieht ... das löst in mir so viel aus. Es gibt fast keine Landschaft auf der Welt, die so viel bei mir auslöst...

*(Nach einer kurzen Pause)* Wir Schweizer leben in einem Passland und das sollte eine grosse Offenheit haben, denn es strahlt nach verschiedenen Seiten aus. Aber es hat natürlich auch etwas Beharrendes. Gewisse beharrende Kräfte sind gut. Wenn alles vollkommen in Fluss käme, dann wäre das eine wirkliche Entwurzelung.

Was ich Sie noch fragen wollte, die Redaktionsadresse lautet „Feldli“. Sind Sie in dem Haus, das früher zwei Türme hatte?

? Ja.

! Wissen Sie, dass ich dort immer mit meiner kleinen Tochter in den Ferien war, als meine Eltern nicht mehr lebten? Wir waren so gerne dort. Das ist mir einer der liebsten Orte in Schwyz. Da haben wir noch ein Abschiedsessen gehabt, ehe die früheren Besitzer ausgezogen sind. Mit Kerzen überall in dem düsteren Gartensaal. Und an den alten Möbeln hatte es Zettelchen mit Preisen, denn das Mobiliar wurde damals teilweise verkauft. Draussen in diesem wunderschönen Garten mit seinen meterhohen Malven hat es stürmisch geregnet und wir sassen in dem Gartensaal bei unserem Abschiedsessen. Als ich später einmal dort schauen war, kam ein kleines Mädchen aus dem Haus, schaute mich an und sagte: „Gell, hier ist es schön!“

Ja, das ist es. 🍷





ILLUSTRATION: Florian Fischer

# ALPAUFZUG – VON MUOTATAL ZUM DRÄCKLOCH







WIE UNSER  
FOTOGRAF  
SEINEN ERSTEN  
ALPAUFZUG  
ERLEBTE

TEXT UND FOTOS:  
Stefan Zürrer

Wir haben den 1. Juni 2013. Es ist drei Uhr fünfzehn und der Wecker reißt mich aus unruhigem Schlaf.

Der Regen platscht auf die Strasse vor meiner Wohnung. Die Wetterprognosen haben sich wieder einmal bewahrt und der Kauf einer super Regenjacke hat sich gelohnt.

Die Scheibenwischer meines Autos transportieren gewaltige Mengen Wasser von der Windschutzscheibe, als ich ins Muotatal fahre. In Ried ist die Strasse überflutet, was ich aber erst bemerke, als auf beiden Seiten Wasserfontänen noch höher aufspritzen als das Auto hoch ist.

Ich habe gestern extra bei Vreni Föhn nachgefragt, ob der Alpaufzug heute, bei diesen Wetterprognosen wirklich stattfinden soll: "Ja, ja alles ist organisiert und die Leute sind aufgeboten", bestätigte mir ihre freundliche Stimme am Telefon. Jetzt stehe ich in Muotathal an der Hauptstrasse und warte. Es giesst aus Kübeln. Nein, aus Badewannen. Mir geht der Beipackzettel meiner neuen Jacke durch den Kopf, „wasserdicht bis 10'000 mm“. Das sind zehn Meter. Was bedeutet das wohl?

Die Kirchturmuhre schlägt vier Uhr. Was ist das? Ja richtig, es regnet und die Kanalisation gurgelt vor sich hin, doch da mischt sich ein anderes Geräusch hinein: Kuhglocken!

Dieser Sound wird mich in den nächsten sieben Stunden begleiten. Manchmal klingt er fast wie eine Melodie und lässt mich wie in Trance durch den Regen wandern und fotografieren. Manchmal auch nicht.

Gestartet wird in Muotathal auf 603 Metern über dem Meeresspiegel (m ü.M), in der Grossmatt bei Vreni und Ruedi Föhn. Zusammen mit etwa 70 Kühen, einem Stier (der Glückliche)





und rund zwanzig Helfern geht es im Dunklen los – Richtung Prugelstrasse. Die Stirnlampen der Begleitpersonen machen die Intensität des Regens erst so richtig sichtbar. Merkwürdigerweise nehme ich das Nass vom Himmel gar nicht richtig wahr. Mir ist mollig warm und ich fühle mich trocken. Offenbar sind noch keine 10'000 Millimeter auf mich herniedergeprasselt. An vielen Orten sprudelt das klare Wasser aus dem Hang über die Strasse. Manchmal so wie kleine Schallwellen, die uns entgegenschwappen; oft aber auch als Bäche, die durchsetzt mit Geröll und Schutt über den Teer kollern.

Das Tal duftet nach Bärlauch. Das Geläut der Glocken hallt durch die enge Strasse und vom Talboden

hört man manchmal das Gerumpel von Steinen, die mit fast unbeschreiblicher Wasserkraft durch den Bach Starzlen getrieben werden.

Beim Fruttli auf 1203 m ü.M. verlassen wir die geteerte Strasse und der Tross schlägt den Naturweg zum Gutentalboden ein. Der liegt immerhin auf 1297 m ü.M.. Dort angekommen gibt es für Mensch und Tier eine erste Pause nach dem kräfteaubenden Aufstieg. Das Vieh macht sich über das wenige Gras her und löscht seinen Durst am frisch sprudelnden Bach, die Begleitpersonen werden mit Kaffee, Broten und Kuchen verwöhnt. Man lacht und erzählt sich Geschichten über Vergangenes. Die Köstlichkeiten haben drei Maultiere nach oben getragen. Sie werden später im Alpbetrieb die Milch von der freien Alp zur Hütte transportieren. Auch der Regen hat sich dazu entschlossen, eine Pause einzulegen.



Während die behörnten Tiere ihre ersten Machtkämpfe ausstragen, wird in unsere Kaffeebecher Klarer eingegossen.

Mit dem Aufbruch in Richtung Prigel setzt erneut intensiver Regen ein. Der letzte Teil bis zur Prigelpasshöhe auf 1550 m ü.M. ist für Mensch und Tier anstrengend, weil er durch Schnee und Pfloßsch führt. Aber selbst auf dem höchsten Punkt gibt es keine weitere Pause. Wir rutschen gleich weiter talwärts durch drei bis vier Meter hohe, ausgefräste Lawinenkegel.



In der Schwelau, auf 1350 m ü.M. wird den Tieren eine weitere Pause gegönnt. Hungrig machen sie sich über das wenige Gras her, das der Boden hier bis zum meteorologischen Sommeranfang hervorgebracht hat. Weil der Tross schon bald den Kanton Schwyz verläßt und auf Glarnerboden weiter grast, verlasse ich die durchnässte Gesellschaft. Die zieht weiter auf die Chlüstalden (1063 m ü.M.), wo sie etwa zwei bis drei Wochen bleiben wird, um danach weiter aufzusteigen auf die Alp Dräckloch (1698 m ü.M.). Dort werden sie dann bis zum Oktober verweilen.







Mein grösster Respekt gilt Mensch und Tier, die jedes Jahr von neuem diese Leistung vollbringen, wie seit hunderten von Jahren.

Herzlichen Dank allen Beteiligten, die mir dazu verholffen haben, eine authentische, nicht auf Hochglanz getrimmte Reise, durch echtes schwyzer Brauchtum zu erleben. Inklusive des nassen Wetters. Landwirtschaft findet eben immer noch in der freien Natur statt. 🍷

# „SEI DER TÄNZER AUF DEINEM PARKETT!“



MARIE-LOUISE BEFFA IST SCHAUSPIELERIN BEI DER „BÜHNE 66“ – UND PFLEGEHELFERIN SRK IM LEBEN

von Andreas Lukoschik

**M**arie-Louise Beffa ist ein wunderbares Exemplar einer begeisterten Schwyzerin. Wobei „wunderbar“ durchaus wörtlich gemeint ist – zusammengesetzt aus „Wunder“ und „bar“. „Wunder“, weil sie sich das Leben nimmt, wie es ist, und dabei gerne ungewöhnliche Schritte auf unbekanntes Terrain wagt – in ihrem Fall die Schauspielerei. Und „bar“, weil sie das ist, was „bar“ eigentlich meint – also „rein, pur“. Sie war Primarlehrerin, als sie ihren späteren Ehemann kennenlernte. Der hatte einen Bauernhof. Nicht unproblematisch für sie. Denn: „Ich wollte niemals eine Bauersfrau sein. Aber was machen Sie, wenn der Mann, den sie lieben, glücklich ist in diesem Beruf? Wir haben einen Weg gefunden: Er war Chef im Stall und ich Chef im Haus. Und dann haben wir uns gegenseitig geholfen. So hat er die Kinder gewickelt, wenn Not am Mann war, und ich habe das Heu mit einfahren helfen, wenn er mich gebraucht hat. Ich war also keine Bauersfrau, sondern die Frau eines Bauern.“

Offenbar ein gutes Team. Seit inzwischen 32 Jahren. Vor sechs Jahren war dann trotzdem Schluss – mit dem Bauernhof.

## Der Heiweh-Gumel

„Wissen Sie, mein Mann Peppino ist ein Abenteurer. Der wollte mit 49 Jahren noch einmal etwas ganz Neues anfangen. Ich dagegen bin eher so ein ... `Heiweh-Gumel`, wie bei uns gesagt wird ... also eine `Heimweh-Kartoffel`. Ich liebe es, zuhause zu sein, in meinem Schwyz. Andere reisen gern. Ich bin glücklich, wenn ich mit einem guten Buch, einem Schokolädli und einer Tasse Kaffee auf der Terasse sitzen kann, die Mythen im Blick. Ich nenne das meinen `Strand vor dem Haus`. Das ist für mich das Schönste.“  
Nun ist das aber nur die Hälfte der Geschichte. Denn auch sie hat – nachdem die Kinder aus dem Haus waren – noch einmal etwas Neues gelernt: Pflegehelferin SRK.

Jetzt könnte jemand auf den Gedanken kommen, dass der Weg aus einem Bauernhaus mit vier Töchtern auf die Bühne nicht gerade ein besonders direkter Weg sei. Kann er aber sein! Denn wir sind in Schwyz. Einem Kanton mit einer Kulturszene, die von aktiver Eigeninitiative lebt.

„Das stimmt,“ bestätigt Marie-Louise Beffa auf ihre eigene, ansteckend fröhliche Art. „Denken Sie nur an das `Theater Muotathal`, das `Junggesellentheater`, das `Einsiedler Welttheater` natürlich oder das, was Annette Windlin in Brunnen auf die Beine gestellt hat.





*Marie-Louise Beffa  
in Urlaubsstimmung*

„Manchmal muss man richtig aufpassen, dass man nicht in seiner Rolle verschwindet...“



Und dann haben wir auch ganz wunderbare Chöre. Es hat zum Beispiel einen `Kirchenchor Seewen`, eine `Kirchenmusikgesellschaft Schwyz` und einen `Singkreis Brunnen` – und alle haben Supersänger. Ich habe selbst 16 Jahre im `Singkreis Brunnen` gesungen. Das war wunder-wunderbar. Es ist mir dann allerdings ein bisschen zuviel geworden – vier Kinder, Theater und Singkreis. Da habe ich mich für das Theater entschieden.“

Wie kam sie überhaupt auf die Bühne?

„Die Lust am Schauspielen hat bei mir schon sehr früh begonnen. Ich habe in der zweiten Klasse die böse Königin im `Schneewittchen` gespielt,“ erzählt sie lachend, „und da war wohl die Saat gepflanzt. Obwohl ich nicht der Klassen-

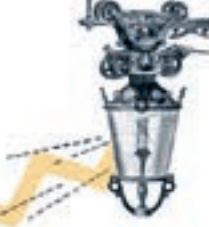
clown war. Bei den Aufführungen im Lehrerseminar war ich auch immer mit dabei. Und als ich dann ganz junge Lehrerin in Küßnacht war, hat mich eines Tages Haschi Annen von der `Bühne 66` angerufen und mich gefragt, ob ich nicht beim nächsten Stück mitspielen wolle. Er habe da eine Rolle für mich. Ich weiss gar nicht, wie ich das damals gemacht habe: Erste Anstellung, erste Hauptrolle UND in diesem Jahr auch noch meine Hochzeit. Meine Mutter hat mir später einmal gestanden, dass sie mir die Hauptrolle eigentlich am liebsten verboten hätte, wenn sie es noch gekonnt hätte.“ Und hier lacht sie wieder mit ihrer glockenhellen Stimme. „Das kann ich heute als Mutter von vier erwachsenen Töchtern gut verstehen. Aber wenn man mal Theaterluft geschnuppert hat, dann kann man halt nicht anders.

Ich würde mich selbst eigentlich als eher schüchternen Menschen bezeichnen,“ sagt sie. „Aber – ob Sie es glauben oder nicht – ich stehe gerne im Rampenlicht. Das ist schon verrückt, oder? Auf der Bühne bin ich eine echte Rampensau.“ Und dann lacht sie wieder fröhlich.

Diese Kombination aus Schüchternheit und Lust am Rampenlicht findet man übrigens bei vielen Schauspielern. Vielleicht, weil die Regieanweisungen es gerade dem Schüchternen erlauben, keinen Fehler zu machen und „richtig“ aufzutreten – und dafür Anerkennung zu bekommen. Apropos: Mag sie lieber Regisseure, die sehr präzise sagen, wie sie ihre Rolle anlegen soll oder schätzt sie eher weniger ausführliche Vorgaben?

„Früher war ich sehr froh, wenn die Regisseure mir vorgespielt hatten, wie sie die Rolle haben wollten. Aber heute finde ich es schöner, wenn ich umgekehrt dem Regisseur ein Angebot machen kann – wie ich es spielen würde. Ich habe inzwischen mehr





Erfahrung als früher und bin auch auf der Bühne selbstbewusster geworden. Obwohl ich auch nichts dagegen habe, wenn mir der Regisseur Tipps gibt. Jetzt im aktuellen Stück „Föhnsturm“ muss ich zum Beispiel sagen, als meine Tochter von der Polizei gefunden wird: „Sie hend d´Sylvia gfunde!“ Da habe ich zu Anfang immer gesagt: `Sie hend d´Sylvia gfunde!´ Also mit der Betonung auf Sylvia. Aber da hat unser Regisseur Stefan Camenzind gesagt: Sag `Sie hend d´Sylvia *gfunde!*´ Da spürt man viel besser den Subtext – nämlich, dass die Eltern schon die ganze Zeit mit dem Schlimmsten gerechnet haben. Für solche Hilfen bin ich dankbar. Ich bin ja keine professionelle SchauspielerIn. Deshalb lerne ich auf diese Weise immer wieder mehr über meine ... ja, es ist schon eine ... Leidenschaft für das Schauspielen.“

## Mit Haut und Haaren

Die spürt man als Zuschauer. Bei Marie-Louise Beffa wie auch bei ihren Kolleginnen und Kollegen von der „Bühne 66“. Denn da sie allesamt nicht für Gage spielen, sondern aus innerer Begeisterung, sind sie mit Haut und Haaren dabei. Allerdings birgt das auch manchmal Gefahren.

„Manchmal muss man richtig aufpassen, dass man nicht in seiner Rolle verschwindet,“ erläutert sie den Gedanken. **„Ganz zu Anfang meiner Bühnenzeit durfte ich einmal eine verlassene Liebende spielen, die im Liebeskummer versinkt. Da hatte ich gedacht, jetzt gebe ich aber richtig was rein. Und habe geweint und gelitten, was das Zeug hielt. Doch plötzlich sagte der Regisseur: ‚Hey, Marie-Louise‘, komm da raus.‘** Und ich dachte: `Was hat der denn jetzt, ich will das doch authentisch rüberbringen!´ Da hat der gesagt: `Du darfst nicht hundertprozentig in Deiner Rolle aufgehen, sonst weisst Du am Ende nicht mehr, wer DU bist.´ Damals habe ich das nicht verstanden und als Kritik an mir aufgefasst, aber inzwischen weiss ich, was er gemeint hat. Es gibt eine Grenze, die man nicht überschreiten darf. Eine gewisse Distanz muss man zur Rolle behalten.“

Marie Louise Beffa spielt nicht zuletzt auch deshalb bei der „Bühne 66“ so gern, weil sie die Schwyzer Mundart liebt. Kann sie Neuhinzu-

gezogenen ein paar Tipps geben, wie der „Schwyzer an und für sich“ tickt?

„Dass wir eigenwillig sind, hat sich – glaube ich – schon herumgesprochen. Aber das ist nichts Schlechtes, einen `eigenen Willen´ zu haben. Ja, und dann halten wir zunächst erstmal gerne etwas Abstand zu einem Neuen, wollen ein bisschen beobachten und ihn uns anschauen. Wenn der arrogant daherredet, dann ist das nicht so toll. Aber das mag wohl niemand auf der Welt besonders gern. Doch wenn wir ihn ins Herz geschlossen haben, dann bleibt er auch einer von uns. In jungen Jahren habe ich gedacht, wir Schwyzer seien die Besten. Das ist kein schlechter Ansatz. Denn wer sich selbst mag, der kann auch andere gelten lassen.“

Ein kluger Satz. Wie sagte doch Jesus so weise: „Liebe Deinen Nächsten ...“, während den Nachsatz die meisten fälschlicherweise verschlucken „... wie Dich selbst!“ Denn wer sich selbst nicht mag, sucht im anderen Fehler, damit er auch den nicht mögen muss. Deshalb ist ein gesundes – nicht ein übertriebenes – Selbstbewusstsein gar nicht schlecht.

Noch einmal zurück zum Theater. Das aktuelle Stück „Föhnsturm“ besteht zu gut einem Drittel aus Filmaufnahmen. Wie hat das Arbeiten mit Film der SchauspielerIn Marie-Louise Beffa gefallen? Gut? Ungewohnt? Oder vielleicht sogar gar nicht?

„Das war total faszinierend! Auf der Bühne muss man ja alles so rüberbringen, dass es bis in die letzte Reihe trägt. Aber wenn die Kamera eine Grossaufnahme von einem macht, dann reichen minimale Regungen im Gesicht. Das ist viel subtiler. Auf der Bühne muss man *spielen*, vor der Kamera muss man die Rolle *sein*. Sie hören es vielleicht: Ich hatte einen unwahrscheinlichen Plausch beim Drehen.“

Vielleicht ist sie ja eine geborene FilmschauspielerIn?

Und übermütig sagt sie - mit der richtigen Portion Ironie in der Stimme ein herzerfrischendes: „Jawohl!“ Und fügt hinzu: „Eine Freundin hat einmal zu mir gesagt: Was immer Du tust, sei der Tänzer auf Deinem Parkett. Seitdem tanze ich.“ Lachend. 🍷





# K.U.K. IM KAISERSTOCK

ROBERT GISLER IST KOCH UND  
KONDITOR IM „RESTAURANT  
KAISERSTOCK“ ZU RIEMEN-  
STALDEN – AM FUSSE DES  
„CHAIERSTOCK“

von Andreas Lukoschik

**W**er auf 1000 Metern über dem Meer eine Existenz gründen oder erhalten will, muss Fähigkeiten mitbringen, die vielen vielleicht als Gegensätze erscheinen, letztlich aber nichts anderes sind als die beiden Seiten einer Medaille: klare Visionen sowie Bodenständigkeit und Ausdauer. Robert Gisler hat beides. Sein Grossvater Franz sowieso. Der erkannte vor 87 Jahren, dass man dort oben allein von einer Landwirtschaft nicht leben konnte. Ebensovienig, wenn man nur Gastwirt war oder ein Sägewerk betreiben wollte. Aber, dass es zu schaffen war, wenn man alle drei hatte.

Und so baute der Riemenstaldener für sich und seine Muotataler Ehefrau das Gasthaus „Kaiserstock“, hatte darüber hinaus noch eine kleine Landwirtschaft und betrieb hinterm Haus eine Sägerei. Damit auch seine visionären Ideen die nötige Resonanz im Kanton fanden, wurde er

der erste Kantonsrat für Riemenstalden. Oder mit den Worten seines Enkels Robert: „Mein Grossvater war ein echter Pionier!“

Enkel Robert braucht zwar Sägerei und Landwirtschaft nicht mehr zur Existenzsicherung, weil das Restaurant Kaiserstock nicht nur seine Familie, sondern auch Gäste aus nah und fern ernährt. Aber Kantonsrat für Riemenstalden ist auch er. Unabhängig und überparteilich versteht sich. Denn „ich bin für meine Leute da – nicht für eine Partei.“

„Seine Leute“ sind ihm wichtig. „Die sind das Fundament,“ erklärt er. „Wissen Sie, wir sind ein Gast-Haus und in erster Linie da, um Gäste zu bewirten.“ Hier macht er eine Pause, um die einfach wirkende Aussage beim Zuhörer in ihrer ganzen Bedeutung ankommen zu lassen. Denn er meint das sehr ernst. „In erster Linie für die Menschen hier im Umkreis. Die wollen – und sollen – nach der Kirche am Sonntag hier einen Platz finden, eben weil wir das Wirtshaus am Ort sind. Sie sind unsere Wurzeln. Seit 1927. Das soll nicht klassifizierend klingen. Wenn ich alle Tische aber weiss eindecken würde, *dann* wäre ich klassifizierend. Aber das will ich nicht. Deshalb gibt es bei uns immer beides.“

Er macht wieder eine kleine Pause, lehnt sich dabei an den herrlichen Kachelofen, der mitten im Raum Gemütlichkeit verbreitet, und sagt: „Deshalb ist der Gastraum der schönste Raum im ganzen Haus. Wem das genau so gut gefällt wie uns, der ist ganz herzlich willkommen. Denn dann ist er oder sie bei `uns daheim´ zu Gast.“

K.u.K.  
(Koch und Konditor)  
Robert Gisler

So sind sie, die Schwyzer. Selbstbewusst und bereit, denjenigen, die sie so lassen wie sie sind, gastfreundlich zu begegnen. Denn regionale Küche geht in diesen Breiten – und Höhen (!) – weiter als anderswo: Hier beschränkt sich das Wort „regional“ nicht aufs Essen. Auch die Menschen wollen hier so angenommen werden, wie sie in dieser Region eben sind. Hier wird nicht auf Folklore „gemacht“. Hier lebt man seine Bräuche. Und der Gast lernt – wenn er sich darauf einlässt – nicht nur die Speisen der Region kennen, sondern auch die Menschen. Zum Beispiel, wenn sie im Kaiserstock einkehren, weil sie Robert Gislers Küche zu schätzen wissen!

Was sollte ein Gast, der zum ersten Mal das „Kaiserstock“ besucht, bestellen?

„Jetzt im Sommer ganz klar Kalbskotelett. Das bekomme ich von unserem Metzger in Seewen, den Felder Brüdern. Die liefern mir immer die richtige Qualität, weil sie wissen, dass ich das ganze Karree in unserem Kühlhaus mindestens acht Wochen abhängen lasse. Dann bekommt es einen ganz leichten Edelschimmel und reift zu einem Geschmack heran, den man anders nie erreicht. Normalerweise ist ja Kalbfleisch ein bisschen langweilig im Geschmack. Aber so ist es etwas Besonderes und sehr fein.“

Aber auch die von Robert Gisler kreierten Krautravioli haben uns sehr gemundet: Die feine Süsse der Apfelschnitzli und die milde Säure des Sauerkrauts – abgerundet durch frittierte Zwiebelringe – sind sehr „geschmackig“. Wer ein Original-Riemenstaldener Gericht sucht, wähle den „Hafächabis“. Er ist aus Kohl und Lammfleisch, das in einer feinen Sauce auf den Teller kommt, in der man die Erdäpfel zerdrücken und damit die Sauce aufsaugen kann. Das ist herzhaft – und erstaunlich leicht. Und weil der Gisler Robert Koch und Konditor ist, sind seine selbstgemachten Glace-Nachspeisen die ideale Abrundung der Einkehr.

Bleibt die Frage, was man dort oben im Kaiserstock zu Trinken bekommt? Entweder den weithin bekannten Holundermost – mit champagnerfeiner Kohlensäure und ohne Alkohol – oder edle Tropfen der Schwyzer Winzer Fredy Clerk und Brigitte Bamert. *(Mehr dazu in der nächsten Ausgabe.)*

Aussergewöhnlich wie seine Spezialitäten sind auch die Öffnungszeiten des „Kaiserstock“. Da ist nichts mit 11-15 und 18-21 Uhr. Nein, da wird um 8 Uhr am Morgen das Wirtshaus geöffnet und es bleibt bis Mitternacht offen. Und zwar auch das Gartenlokal. Manche Städter wird das verwundern, weil sie die Beschwerde-Leidenschaft mancher Nachbarn kennen. Das gilt aber nicht für Riemenstalden. Denn der Klang des Wirtshausgartens gehört hier zum Sommer dazu. Eben weil es das Wirtshaus aller ist.

## Nicht Rädchen sein sondern Motor

Wollte Robert Gisler eigentlich schon als Kind den Betrieb seiner Eltern übernehmen?

„Nein, eigentlich sagte immer mein jüngerer Bruder, dass er der nächste Wirt werden würde. Aber dann kamen ihm die Computer in die Quere, für die er in Leidenschaft entbrannte. Und ich stand irgendwann vor der Frage, welche Lehre ich machen wollte. Mich interessierte Bäcker/Konditor oder Schreiner. Aber da ich nur eine Lehrstelle als Bäcker/Konditor angeboten bekam, war es schnell klar.“ Mit 25 Jahren legte er noch eine Kochlehre oben drauf, lernte seine Frau Vroni kennen und als seine Eltern 1997 das „Restaurant Kaiserstock“ abgeben wollten, griffen die beiden zu.

„Wir hatten uns schon einige Zeit vorher die Frage gestellt,“ erklärt er seinen Entschluss, „ob wir angestellt sein wollten oder selbständig. Aber wissen Sie, hier oben lernt man, nicht Rädchen zu sein, sondern Motor!“ Und dann lacht er, ob der gelungenen Formulierung. „Gerade wenn andere sagen, das geht nie gut, dann sage ich `Aber ich versuch´s!´ Die Herausforderung ist doch genau das Spannende im Leben. Als wir das Restaurant von meinen Eltern übernommen hatten, da sah es so aus, wie man es damals hatte: Die Decke samt Täfer war mit Farbe überstrichen, auf dem Boden lag ein dunkler Teppichboden und Tische und Stühle waren dunkel gebeizt.“

Heute strahlt der Gastraum mit dem hellen Holz der Weisstanne Freundlichkeit aus – und besteht dennoch aus demselben alten Material wie



zu Großvaters Zeiten. „Ja,“ lacht Robert Gisler, „da habe ich den Schreiner in mir rauslassen können. In vielen, vielen Stunden haben wir Decken und Täfer von der Farbe befreit, die Tische und Stühle habe ich selbst abgeschliffen und die Buche wieder zum Vorschein kommen lassen. Und statt des Teppichbodens haben wir Parkett legen lassen.“

Das ist eine Lösung, wie sie Robert Gisler mag: Die Einrichtung ist dieselbe geblieben, aber ihre Ausstrahlung ist eine andere geworden – neu, hell, freundlich. In ihren Wurzeln ist sie also dieselbe, doch – um beim Bild der Pflanze zu bleiben – ihre Blüten sind schöner, heller und attraktiver geworden. Jetzt mögen sie die Bienen der näheren Umgebung ebenso wie die Falter, die im Unterland von ihrem Duft angelockt hier hinaufflattern.

Zur alten Einrichtung gehört übrigens auch der alte Kachelofen, der täglich beheizt wird. Auch im Sommer? Auch im Sommer! Denn er ist der Backofen für das Tag für Tag frisch gebackene Brot des Bäckers Robert Gisler. Schliesslich hat er eine Berufsehre. Deshalb backt er tagein, tagaus Brote und Backwaren selbst. Damit er dabei immer herrliche Qualitäten erzielt, hat er einen Müller, der auf seine Wünsche nach den richtigen Mehlsorten gerne eingeht – und sie sogar zu ihm hinauf auf den Berg liefert. Ebenso wie der Camion der unabhängigen Bäcker-Genossenschaft Pistor aus Luzern, bei der er das meiste für die Gastronomie bestellt.

„Bei denen habe ich immer den Eindruck, dass ihnen die Arbeit richtig Spass macht. Die sind immer guter Laune und haben richtig Freude bei der Arbeit.“ Sagt’s und man möchte ungefragt hinzufügen – wie ihm auch.

Wenn man Robert Gisler gegenüber sitzt, was nicht so leicht passiert, weil er oft und viel in der Küche ist, bemerkt man in seinem linken Ohr einen goldenen Ohrstecker – in Form eines Schwyzer Örgelis. Denn der junge Robert erlernte beim legendären Rees Gwerder das Spiel dieses Urschwyzer Instruments. Das machte er so gut, dass er einer der Lieblingsschüler von Rees Gwerder wurde. Doch wie das Leben so spielt, greift der Gisler Robert nur noch selten selbst zum Instrument. Dafür hat er aber sein Ohr für gute Musik behalten, weshalb man bei ihm die besten Volksmusikanten live spielen hören kann. Auf Bestellung – und manchmal auch spontan.

## Eine eigene Welt am Rande der grossen Nord-Süd-Achse

Viele Menschen, die in Riemenstalden zu Gast gewesen sind, empfehlen jedem, der in Sisikon auf der Achsenstrasse Richtung Süden fährt und eine eigene Welt kennenlernen will, einen Abstecher nach Riemenstalden zu machen. Dort oben einen schönen Spaziergang oberhalb des Vierwaldstättersees zu machen und dann im „Kaiserstock“ einzukehren, ist herrlich.

Und wer im Kanton wohnt und gerne eine zünftige Chilbi kennenlernen will, die immer noch als Geheimtipp gilt, der sollte sich den zweiten Sonntag im September für Riemenstalden reservieren. Denn zwischen Messe und Markt finden sich die Chilbi-Besucher immer wieder im „Kaiserstock“ ein. Bei Robert Gisler und seiner Frau Vroni zu K.u.K. – zu Küche und Kuchen. 🍷



FAMILIE ROBERT GISLER  
RESTAURANT KAISERSTOCK

Kapellmatt 1

6452 Riemenstalden

Tel. +41 (0)41 820 10 32

Montag & Dienstag  
geschlossen


[www.kaiserstock.ch](http://www.kaiserstock.ch)





*Blick von der Wildegg  
über Euthal auf den  
Sihlsee.  
In der Mitte schauen  
die Spitzen der Mythen  
hervor.  
FOTO: Stefan Zürrer*



An aerial photograph of a mountain valley. In the foreground, there is a dense forest of evergreen trees. The middle ground features a vibrant blue lake surrounded by lush green fields and a small village with several buildings. The background shows rolling green hills and distant mountain peaks under a clear blue sky with a few wispy clouds.

*einsiedeln*

# SOLDATEN- FOTOS AN DIE SCHWARZE MADONNA





DAS KLOSTER EINSIEDELN HAT  
DIE GRÖSSTE FOTOSAMMLUNG  
VON SOLDATEN AUS DEM ERSTEN  
WELTKRIEG - UNFREIWILLIG

von Prof. Valentin Groebner

**P**oststempel November 1916: Ein dicker brauner Umschlag, adressiert an den Pater des Klosters Einsiedeln, mit einer rätselhaften Aufschrift: „Krieger-Fotografien“. Darin Dutzende von Porträts – elegante adelige Offiziere, gepflegte Bürger in Zivil, Verletzte in Lazaretten und einfache Bauernsöhne in nicht immer perfekt sitzenden Uniformen. Gerichtet waren die Bilder an die „schwarze Madonna“ im Benediktinerkloster Einsiedeln. Die ersten dieser Fotos sind offenbar schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch im Kloster angekommen. Eineinhalb Jahre später war das Verfahren bereits fest eingespielt, so ein Brief vom Januar 1916: „Habe leider erst in den letzten Tagen vernommen, dass man die Männer zum Schutz mit Bild einschreiben lassen kann“. Genauer schildert ein Lehrer aus einem schwäbischen Knabeninternat im Oktober 1916 den Vorgang: „Gestern erschien eine Frau bei mir und sagte, ein Pater aus Beuron habe sie darauf aufmerksam gemacht, dass in der Gnadenkapelle Einsiedeln die Namen von Kriegern niedergelegt werden. Da diese gute Frau drei Söhne im Felde hat, bat sie mich, die Namen ihrer Söhne einschicken zu wollen. Zugleich soll ich mitteilen, dass sie gerne eine Spende geben würde, vielleicht erst nach dem Krieg“ – gefolgt von den Namen der drei Soldaten.

Bei Kriegsende befanden sich zwischen 3000 und 3500 solcher Fotos in Einsiedeln. Umschläge und Beibriefe sind nur bei etwa zwei Dritteln erhalten; beim Rest ist man auf die Informationen angewiesen, die sich auf den Bildern selbst befinden; der Name des Porträtierten, manchmal auch Dienstgrad und militärische Einheit wurden häufig auf der Rückseite notiert. Mehr als ein Drittel der Fotos kommen aus dem damaligen Deutschen Reich, die meisten aus Baden, Württemberg, dem Elsass und Westfalen; auch einzelne aus Köln, Bayern und Berlin. Der zweite Block – fast genauso umfangreich – sind Österreicher: Aus Vorarlberg haben ganze Dörfer die Fotos ihrer eingezogenen Soldaten zur Einsiedler

Madonna geschickt, ebenso aus Tirol und den damals zu Tirol gehörenden italienischsprachigen Gebieten des Trentino; in beiden Regionen hat das Kloster Einsiedeln Propsteien und Tochterklöster.

Alle diese Bilder waren im Gegensatz zu den zahlreichen offiziellen und privaten Fotosammlungen derselben Jahre nicht dazu gedacht, den Krieg zu dokumentieren, sondern einzelne Personen in Fleisch und Blut vor ihm zu bewahren. Das Lichtbild wird dabei zu einer Technik, die eine Person quasi verdoppeln und diese „echte Kopie“ in möglichst engen physischen Kontakt mit der Einsiedler Madonna bringen sollte.

Dazu waren Vermittler notwendig. Soweit aus den Briefumschlägen rekonstruierbar, wurden die Fotos nur in den seltensten Fällen direkt ans Kloster geschickt, sie gelangten über Mittelspersonen in die Hände des zuständigen Paters – den Historiker des Klosters, Odilo Ringholz, der sie mit dem Vermerk „in die Gnadenkapelle“ versah und später archivierte. Der Schutz Marias war über ein Netzwerk von Fürsprechern zugänglich; dazu gehörten konservative Kreise ebenso wie das katholische Pfarramt in Zürich, deutsche Schüler im Einsiedler Internat und lokale Gewerbebetriebe. Die aus Deutschland stammende Köchin des Gasthauses „Zum Bären“ erhielt Stapel dicker Briefe voller Fotos von Soldaten, die an sie adressiert waren; ebenso ihre österreichische Kollegin, die im Einsiedler Hotel „Schiff“ arbeitete. Beide haben diese Fotos dann ins Kloster weitergeleitet.

In den Briefen zu den Fotos und auf den Fotos selbst vermischen sich direkte Anrufungen – „Otto Schäubli von Winterthur kämpft jetzt in Palästina O Maria beschütze ihn du bring ihn der Mutter wieder heim“ – mit Bitten an ihre irdischen Unterebenen. Die besorgte Mutter eines Alfonso sandte dessen aufwändiges Foto in Galauniform und der Widmung „alla mia buona e cara mamma“ – gewissermaßen an beide Mütter gleichzeitig. Ein gewisser August Bernauer, „Vater von neun Kindern und zur Zeit in Russland“, wie er auf der Rückseite des Fotos notierte, wandte sich dagegen Mann zu Mann an den Klöstervorsteher. „Hochwürdiger Herr Abt, hätten Sie vielleicht noch ein Plätzchen für mich in der Gnadenkapelle?“ Noch genauere Wünsche formulierte Schwester Humiliana aus dem badischen Friedensweiler im Juli 1917. Sie schickte fünf Mark per Postanweisung mit der Aufforderung, die beiliegende Fotografie „in den Mantel der Gnadenmutter einnähen“ und eine Messe für Anton Klein lesen zu lassen.

Explizit wird das Konzept eines Tausches: Man gab ein Bild, um einen lebendigen Körper wiederzubekommen. Das Einsenden der Porträts der bedrohten Soldaten, um sie zu beschützen, dokumentiert nicht nur ihren festen Glauben an das Medium Fotografie, sondern auch mindestens einen ebenso festen Glauben an eine überirdische Bürokratie – „zur gefälligen Beförderung an das Gnadenbild von Einsiedeln“, wie ein Briefschreiber anmerkt. In den Briefen, Widmungen und Aufschriften auf den Fotos wird eine imaginierte himmlische Registrierungsbürokratie angerufen, der – wie ihren irdischen Gegenstücken, bei Bittbriefen und Eingaben – möglichst sorgfältig mitgeteilt werden musste, um welche Person es denn gehe. Deswegen die sorgfältigen Angaben zu Name, Dienstgrad und Alter des Soldaten, der beschützt werden sollte; Angaben zum gegenwärtigen Einsatzort untersagte die Zensur.

Was dokumentieren diese Fotos aber genau? Aus der Sicht der Mediengeschichte ist die Benediktinerabtei in der Innerschweiz ein besonderer Ort. Hier wurden im 15. Jahrhundert zum ersten Mal Bilder – nämlich das neue Medium Farbholschnitt – eingesetzt, um Werbung für ein wunderwirkendes Gnadenbild zu machen; für eben die nach einem Brand 1464 wunderbar wieder aufgetauchte schwarze Madonna. Die Aufschrift „Ex Voto!“ auf einigen der Fotos verweist auf eine zweite Bildtradition. Bilder als Erfüllung eines Gelöbnisses – gewöhnlich als Bitte um Hilfe in einer Notsituation – sind ab dem 18. Jahrhundert in Wallfahrtsorten sehr häufig: Das Bild war nachträglicher hergestellter Beweis für den gewährten Schutz. Solche Gemälde finden sich auch in Einsiedeln, darunter eines, auf dem zwei Angehörige eines bayrischen Regiments der Madonna für den gewährten Schutz im deutsch-französischen Krieg 1870/71 danken. Direkt auf den Aufstellungsort verweist dagegen die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts übliche Praxis, am Gitter der Einsiedler Gnadenkapelle Nachbildungen erkrankter eigener Körperteile zu deponieren – der schmerzende Fuss, die kranke Lunge, die verletzte Hand, aber auch Abbilder kompletter kranker Kinder oder Haustiere, vorgefertigt in Blech oder sorgfältig in Wachs modelliert.

Lassen sich die Fotos als eine Art Wachsbilder beschreiben? Gesicht und Körper der Soldaten haben auf der lichtempfindlichen Schicht von Silbersalzen einen stillgestellten Abdruck hinterlassen. Viele Texte des späten 19. Jahrhunderts haben auf die Quasi-Körperlichkeit der neuen Technik

Fotografie verwiesen, die vom fotografierten Gesicht, wie der Fotopionier Oliver Wendell Holmes es formulierte, eine feine Haut abziehe und diese festhalte.

*(Balzac habe genau damit seine Weigerung begründet, sich fotografieren zu lassen; denn er werde dadurch seiner Häute beraubt und immer weniger.)*

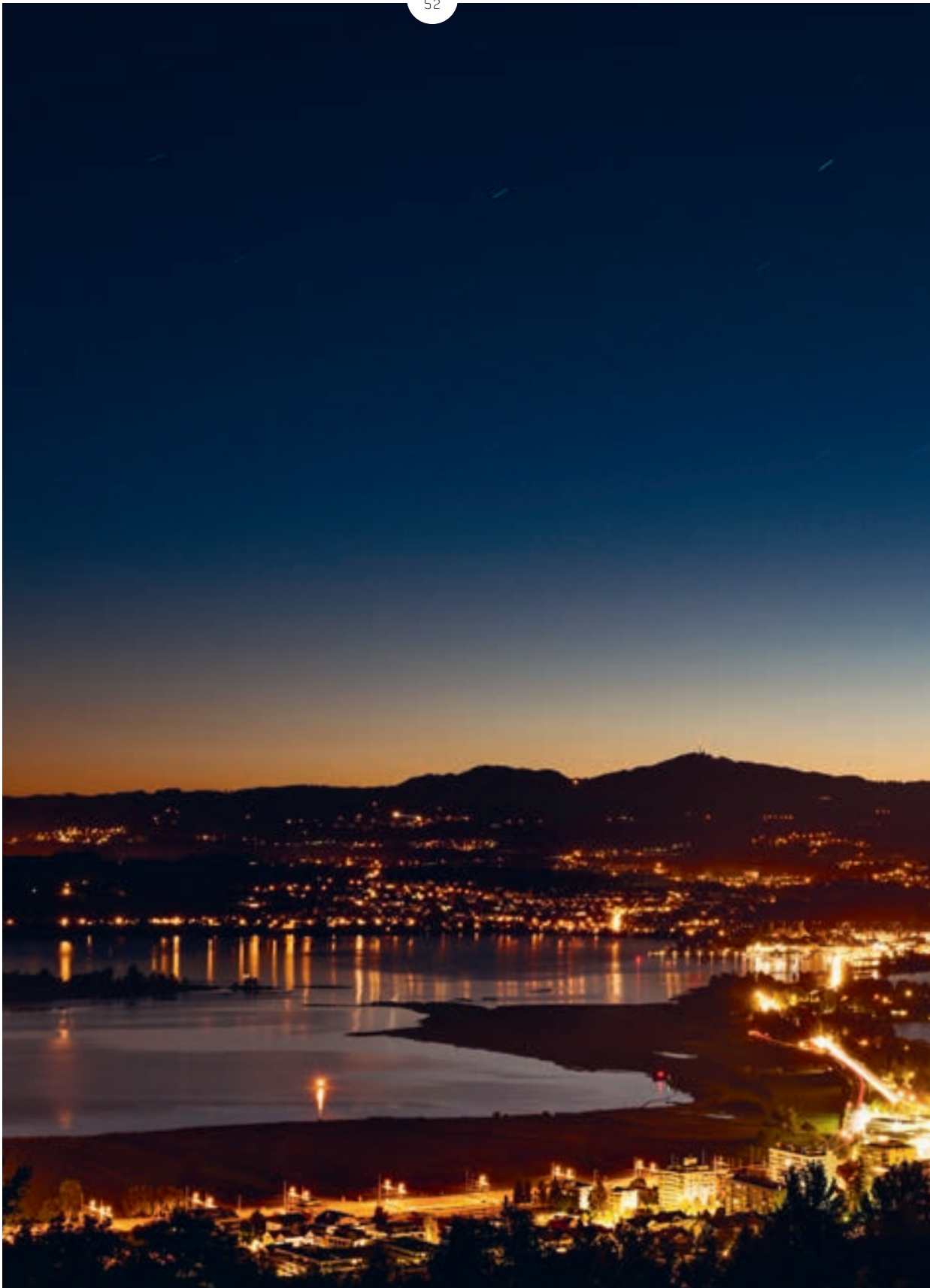
Der französische Philosoph und Kunsthistoriker Georges Didi-Huberman hat zu den Ex-Votos aus Wachs bemerkt, sie seien Sehnsuchtsgegenstände, die einer psychischen Zeit gegenständliche Form verliehen. Fotografien wären dementsprechend Abbilder, die etwas festhalten, was eigentlich schon in der Zeit verschwunden ist, und genau darauf beruhen die starken Wirkungen, die sie auslösen können. Es sieht zumindest so aus, als bewahrten die Bewohner der Moderne – und wir selber natürlich auch – vorzugsweise Fotos von Dingen und Personen auf, die ihnen auf Dauer unverfügbar sind.

Fotos können ihre Besitzer und Benutzer aber tatsächlich beschirmen. Dokumentiert hat das ein Teilnehmer des Ersten Weltkriegs, der in Bezug auf die Wirkungen von Gnadenbildern Unserer Lieben Frau vermutlich eher skeptisch gewesen ist. Auf erhaltenen Fotografien sieht der damals 23jährige Leutnant manchen seiner Kameraden aus den Einsiedler Schachteln zum Verwechsellern ähnlich. Im März 1918 notierte Ernst Jünger in seinem Kriegstagebuch nach einem erfolgreichen Sturmangriff auf feindliche Gräben an der Westfront: „Wütend schritt ich voran. Da erblickte ich den ersten Feind. Ein Engländer kauerte verwundet mitten in dem zertrommelten Hohlweg. Die Pistole hebend ging ich auf ihn zu, da hielt er mir flehend eine Art Brief entgegen. Ich erblickte eine Fotografie, auf der eine Frau und mindestens ein halbes Dutzend Kinder waren. Ich freue mich jetzt doch, dass ich meine irrsinnige Wut bezwang und an ihm vorüberschritt.“ Zumindest diesen Engländer, den der schneidige Leutnant Jünger so gern über den Haufen geschossen hätte, haben seine Fotos wirklich geschützt – wenn auch nicht die, die ihn selber gezeigt haben. Aber wieso berühren viele dieser Bildern eigentlich uns, hundert Jahre später, in einer anderen Welt? 🍷





FOTOS:  
Archiv Kloster Einsiedeln





# Chäfe

*Blick von der Luegeten  
über Pfäffikon auf den  
Seedamm.  
FOTO: Stefan Zürrer*

# „HASTE TÖNE?“

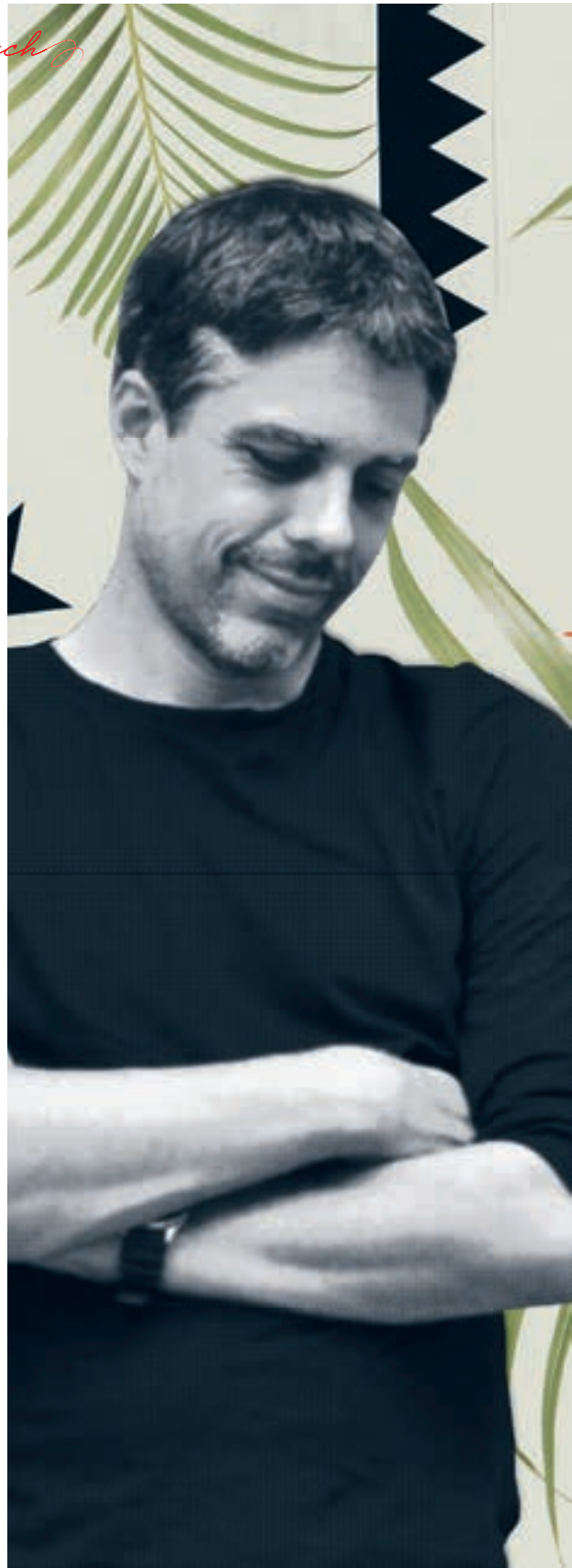
„JEDE MENGE!“ SAGT DER FREIENBACHER FILMKOMPONIST FABIAN RÖMER – FÜR INZWISCHEN SCHON MEHR ALS 150 FILME

von *Andreas Lukoschik*

**H**aben Sie schon einmal probiert, bei einer Verfolgungsjagd im Fernsehen auf ‘stumm’ zu schalten? Oder wenn die Heldin im Vorgefühl ihres Triumphes die Szene betritt? Ja? Dann wissen Sie, dass aus der spannenden Verfolgung ein hektisches Gehoppel und aus der erwartungsfrohen Heldin eine leer um sich blickende Frau wird, sobald der Ton verstummt. Denn der Ton macht die M ... nein ... die Stimmung. Filmkomponisten sind nämlich die Männer, die dafür sorgen, dass uns das Gezeigte packt. Sie sind die Zauberer, die mit den Streichern eines grossen Symphonieorchesters oder mit leisem Pizzicato das richtige Feeling in einem Film schaffen. Und uns auf die richtige Spur setzen. Emotional. Diese Kunst der geheimen Verführung ruft naturgemäß auch Leute auf den Plan, die selbst zwar keine eigene Vision vom Film haben, aber von ihrem Sender dafür verantwortlich gemacht werden, dass die Quote stimmt. Sie hören auf den Namen "Redakteur". Und obwohl viele von ihnen noch nicht einmal im Abspann auftauchen, reden sie mit. Manchmal kompetent, manchmal weniger. In jedem Fall muss ein Filmkomponist mit ihnen rechnen.

„Mir ist schon passiert, dass ein Redakteur sich so weit einmischte, dass er eine andere

ILLUSTRATION: Thomas Lupo und die Kinder der Favela "Morro do Papageio"







*Komponist Fabian Römer bei einer kreativen Denkpause zwischen zwei Filmen*

Tonart einforderte,“ berichtet Fabian Römer mit einem gewissen Schmunzeln. „Manche verlangen gar, den ganzen Film mit einem Musikteppich zuzudecken, damit jeder Zuschauer weiss, wo er was zu fühlen hat. Das ist aber nicht meine Intention. Denn so kommt nicht die dramaturgische Spannung auf, die sich aus dem Gefälle zwischen Stille und Musik ergibt.“

Römer legt eine kurze Pause ein, wie um zu beweisen, was er meint, und fährt fort: „Früher war mein Ansprechpartner allein der Regisseur. Das habe ich sehr gemocht. Denn von ihm ist ja die Idee, wie der Film aussehen und wirken soll. Aber dann musste ich lernen: Filmmusik ist eine Auftragsarbeit. Da reden inzwischen viele mit. Ich hatte schon Telefonkonferenzen mit sieben Personen, die alle zur Musik etwas zu sagen hatten. Dann ist es meine Aufgabe, herauszufinden, was die einzelnen wollen und das mit meinen Vorstellungen in Einklang zu bringen. Denn am Ende steht im Vorspann: Musik – Fabian Römer.“

Dass das nicht ganz spurlos an ihm vorübergeht, weil er seine Musik mit Herzblut komponiert, zeigt das Grauen, das sich in seinem früher einmal schwarzen Haarschopf breitmacht. „Ja, da ist was dran,“ sagt er und in seinen wachen Augen blitzt ein verschmitztes Wissen auf. „Wissen Sie, in Deutschland wird alles sehr klar beim Namen genannt. Direkt und auf den Punkt. Aber ich bin Schwyzer. Wir haben eine andere Sprachkultur. Bei uns wird etwas angedeutet und im Subtext versteht jeder, was gemeint ist. Wir kommunizieren also auf zwei Ebenen – einer Ausgesprochenen und einer Gemeinten. Darin geübt zu sein, hilft in solchen Besprechungen ungemein.“ Ein Schelm, der Böses dabei denkt.

Ein sehr effektiver Schutz gegen zu vieles Reinreden ist Erfolg - besonders bei unsicheren Bedenkenträgern. Und den kann der 40-jährige mehr als getrost vorweisen: Zwei Dutzend "Tatort"-Folgen (von *Schimanski über das Münsteraner Duo bis hin zum Luzerner Ermittler Reto Flückiger*), „Der Kommissar und das Meer“, „Bella Block“, „Jimmie“, „Les Fragements d'Antonin“, „Clara und das Geheimnis der Bären“, „Fliegende Fische“. Um nur einige Filme der insgesamt über 150 Produktionen zu nennen.

Er vertonte aber auch den spektakulären Dreiteiler „Unsere Mütter, unsere Väter“, der in Deutschland für sehr viel Aufsehen und jede Menge Auszeichnungen sorgte – und ihm den dritten

„deutschen Fernsehpreis“ einbrachte. Die Komposition des Kinofilms „Die Tür“ bekam auf der Berlinale sogar den „Preis der deutschen Filmkritik“. Eine Art Ritterschlag, weil der Preis ausschließlich von Filmkritikern verliehen wird, die nicht nur den besten Überblick über alle Kinofilme eines Jahres haben, sondern – *nomen est omen* – auch ausgesprochen kritisch sind. Kurzum der Höfner macht seine Sache brilliant – diplomatisch wie musikalisch.

Wie findet er nun seine preisgekrönten Kompositionen? Pfeift er sich erst mal eins? Oder fallen sie ihm unter der Dusche ein?

„Manchmal setze ich mich hin,“ sagt er in seiner ruhigen und dennoch wachen Art, „und suche nach musikalischen Stimmungen. Zum Beispiel indem ich den Computer Klänge aus dem Alphorn zwölftöne runterrechnen lasse, das Ganze vielleicht noch rückwärts abspule und ein Trümpfchen oben drauf setze. Dann arbeite ich mit diesen Stimmungen weiter, variiere sie für verschiedene Szenen und baue sie aus. Ein anderes Mal – wenn ich mehr den klassischen Weg des Komponierens gehe – setze ich mich ans Klavier, am liebsten bei meinen Eltern zuhause in Freienbach mit Blick auf den See, und improvisiere. Wenn ich dann etwas gefunden



Wer mehr über  
FABIAN RÖMER  
erfahren will:

[www.moviescores.de](http://www.moviescores.de)



zu haben glaube, spiele ich es noch einmal nach, verändere und ergänze es. Dann schreibe ich es auf und beginne mit dem Layout. Das ist eine erste Fassung, die schon so klingt, wie ich es meine, auch wenn die Endversion dann mit grossem Orchester eingespielt wird. Bei der Musik zu guten Projekten ist das aber eigentlich erst der zweite Schritt.“

Warum?

„Weil bei denen am Anfang nicht der geschnittene Film steht, sondern das Drehbuch,“ erläutert Fabian Römer.

„Nehmen wir das Beispiel des Weltkrieg-Dreiteilers ‘Unsere Mütter, unsere Väter’. Wenn da im ersten Teil die jungen Leute begeistert in den Krieg ziehen, muss ich mich fragen, wie ich das begleiten will. Aus der Sicht von heute? Mit düsteren Klängen, die das Unheil schwanen lassen? Oder gehe ich in die Hauptpersonen hinein und schildere musikalisch den Elan und die Begeisterung, mit der sie diese Situation erleben. Wobei ich aufpassen muss, dass ich das Ganze nicht glorifiziere.“

Über solche Punkte – und das ist eben der erste Schritt – muss ich mit dem Regisseur sprechen, muss seine Ideen dazu hören und kann mich erst dann ans Komponieren setzen.“ Wieder legt er eine kurze Stille ein, wodurch der nachfolgende Satz noch mehr Bedeutung bekommt. „Mit einigen Regisseuren arbeite ich aber ganz anders zusammen: Sie lassen mich das Drehbuch lesen und bitten mich – nur aus der Lektüre heraus – das Leitmotiv zu komponieren. Und mit dieser Musik im Kopf gehen sie an den Set und beginnen die Dreharbeiten. Hier wird also nicht die Musik am Ende draufgesetzt, sondern ist künstlerische Inspiration des Films selbst. So zu arbeiten, ist für mich natürlich das Schönste überhaupt.“ So geschehen bei „Les Fragments d'Antonin“.

Wie sieht er seine Musik?

Als „Begleiter der Handlung“?

„Ja und nein. Zum einen kann ich durch meine Musik natürlich nicht aus einem Drama eine Komödie machen, obwohl das auch schon auf der Wunschliste einiger Fernsehmacher stand. Zum anderen ist mein Ziel eine Umsetzung der bildlichen Darstellung ins Emotionale, ohne plump zu sein. Nehmen wir das Beispiel Komödie. Eine Begleitung wäre, den Film mit richtig lustiger Musik zu unterlegen. Es gibt dafür den Ausdruck „mickey-mousing“. Am besten zu erkennen bei Filmen wie ‘Tom & Jerry’. Die Musik folgt der filmischen Handlung auf Schritt und Tritt – komische Bilder werden mit komischer Musik unterlegt. Das finde ich nicht so reizvoll. Ich suche dagegen einen Ansatz, der die Situation überhöht und dadurch eine weitere Dimension eröffnet. Nehmen Sie „Mein Name ist Nobody“. Der gehört ja zu den Slapstick-Western.

Sein Filmkomponist, Ennio Morricone, hätte nie Slapstick-Musik dazu komponiert, sondern gibt dem Helden etwas Wehmütig-Melancholisches, manchmal Listig-Verschmitztes – und eröffnet dem Film so eine zusätzliche Dimension. Und noch mehr Klasse. Das kann und muss Filmmusik aus meiner Sicht leisten.“

Gelingt ihm das?

„Das kann ich natürlich schlecht selbst beurteilen. Aber es ist mein Anspruch an mich und meine Arbeit, die am ehesten dann gelingt, wenn wenig Angst bei den Auftraggebern herrscht. Ein Regisseur und ich bekamen einmal vom Hessischen Rundfunk den Auftrag ‘Macht uns einfach einen tollen Film’. Ende des Briefings! Daraus entstand ‘Weil sie böse sind’. Ein Film – samt Musik – der sehr erfolgreich war – bei Zuschauern und Kritik.“

Und wenn die Fee käme, die ihm eine Filmmusik nach seiner Wahl anbieten würde, was für ein Stoff wäre das?

„Ein Science-Fiction Film. Soetwas habe ich noch nie gemacht und stelle mir sehr reizvoll vor, die Fremdartigkeit anderer Welten in Klänge zu übersetzen. Nicht mit Orchester,“ spinnt er die Überlegung weiter, „sondern mit verfremdeten Schweizer Instrumenten, die Stimmungen erzeugen, die einen magisch reinsaugen. An so etwas hätte ich wahnsinnig Spass.“

Dazu müsste die Fee allerdings ein sehr präzises Timing haben und genau in den wenigen Stunden auftreten, die bei ihm zwischen zwei Projekten liegen. Denn kaum dass der Berichterstatter den Tatort des Gesprächs – Fabian Römers Münchner Wohnung – verlassen hat, setzt der sich an den nächsten „Tatort“. Wieder einen aus Luzern. 🍷

# MAGIC MARVEY

DER MAGIER AUS FEUSISBERG  
VERZAUBERT GERNE MENSCHEN  
- MIT POETISCHEN TRÄUMEN  
VOM FLIEGEN.  
LIVE AUF DER BÜHNE

von Andreas Lukoschik

Siegfried und Roy in Las Vegas anzutreffen, wird kaum jemanden verwundern. Die beiden sind grosse Zauberer und gehören irgendwie in die Weltmetropole des Glücksspiels. Aber einem international bekannten und geschätzten Zauberer im kleinen Feusisberg zu begegnen, das ist auf den ersten Blick .... ja, zumindest verblüffend. Und doch hat sich unser Magier dort ein Haus gebaut, das in den unteren Stockwerken ein Theater mit 99 Sitzplätzen beherbergt und im oberen Stockwerk ihm selbst ein Heim bietet - in einer sehr angenehmen Attika-Wohnung.

Hier sitze ich ihm gegenüber und denke mir: Welcher Fotograf hat ihn nur für seine Plakate fotografiert? Der müsste sein Honorar zurückgeben. Denn vor mir sitzt ein unglaublich jung wirkender, lausbubenhafter Mann, dem bei jedem Satz der Schalk im Nacken sitzt. Der hat nichts von der finster dreinblickenden Maske, die einen von seinen Plakaten herab anschaut. Aber vielleicht verlangt das Geschäft einen solchen Auftritt? Auf jeden Fall überrascht er live sehr angenehm. Und das ist besser so als andersherum.

Hier oben denkt er sich also seine Illusionsnummern aus und unten - im Theater - testet er sie vor einem kleinen Publikum. Demnächst wird er in Russland bei einer privaten Feier zaubern. Deshalb stelle ich ihm als kleine Provokation die Frage, ob er so teuer sei, dass ihn sich nur Oligarchen leisten könnten. Da lacht er: „Ich bin im Verhältnis zum erzielten Effekt ein Schnäppchen. Wenn Sie ihre Ehefrau verschwinden lassen wollen, dann können Sie das nicht problemloser machen als mit mir,“ sagt er lachend, „und die ganze Verwandtschaft amüsiert sich dabei auch noch.“

In über 33 Ländern ist er inzwischen aufgetreten. Kann er von kulturellen Unterschieden beim Thema „sich verzaubern lassen“ berichten?

„In Qatar habe ich einmal bei einer öffentlichen Veranstaltung begonnen, eine meiner Assistentinnen zu zersägen, als ein Mann auf die Bühne gesprungen kam, um das zu verhindern und ihr zu helfen,“ erzählt er. „Ich war selbst davon sehr überrascht, weil meine Show ja nicht mystisch-dramatisch-finster ist, sondern eher die Welt der schönen und positiven Träume bedient. Aber da hat die Illusion offensichtlich zu gut funktioniert. Einen deutlichen Unterschied im Programm gibt es aber zum Beispiel zwischen Japan und China.“

Aha!

„In Japan hat jeder Fernseher seine eigenen Zauberer und das Publikum ist auf dem neuesten Stand der Zaubertechniken. Dort etwas Neues zu bringen - was sie natürlich von einem erwarten - ist sehr schwer, zumal es nicht so sehr die grossen Illusionsnummern will als vielmehr das, was man 'streetmagic' nennt. Also die Nummern, die man auf der Strasse machen kann, wie zum Beispiel durch eine Schaufensterscheibe ein Restaurant zu verlassen.“ Und mit einem Lachen fügt er hinzu: „Unverletzt!“





*Peter Marvey (oben)  
Magic Marvey (unten)*

Und der Chinamann?

„Obwohl es Zauberei dort vermutlich schon länger gibt als bei uns im alten Europa, sind sie offen für die grossen Illusionen wie die ‘fliegende Kutsche’. Mein Eindruck war, dass die Menschen in China bereiter sind als in Japan, sich verzaubern zu lassen.“

Was macht denn dem Zauberer selbst mehr Spass? Im Fernsehen vor einem Millionenpublikum zu zaubern oder in einem Theater vor Zuschauern?

„Das höchste aller Gefühle ist natürlich immer live! Da kann man nicht noch mal von vorne anfangen, weil was schief gegangen ist, sondern da muss es beim ersten Mal sitzen. Und das für die gesamte Dauer der Vorstellung. Aber genau das ist ja der Reiz für den Zuschauer: Er sieht es vor seinem leibhaftigen Auge, versteht nicht wie es funktioniert – und hält es vielleicht sogar für Zauberei!“

Gab es Zauberkunststücke, die ihm schon mal so richtig peinlich daneben gegangen sind?

„Das ist ja gerade das Spannende am live Zaubern. Denn eigentlich geht hinter den Kulissen immer etwas schief. Die Herausforderung ist, dann Alternativen zu haben – sowohl was die Requisiten betrifft als auch in Bezug auf die Vorführung. Man muss immer einige Nummern in petto haben, auf die man ausweichen kann. Natürlich soll so wenig wie möglich schief gehen, aber ein Restrisiko gibt es bei Liveauftritten immer.“

Nun müssen sich ja gerade Zauberer der Top-Liga voneinander unterscheiden, zumal sie selbst entwickelte Nummern zeigen. Worin ist Peter Marvey aus seiner Sicht einzigartig?

„Ich möchte meine Träume wahr werden lassen. Auch indem ich Bestehendes weiterentwickle. Ich zeige zum Beispiel die alte Idee, jemanden zu zersägen – in diesem Fall mich selbst – ohne Kiste. Und setze noch einen drauf, indem die ‘abgesägten Beine’ Einrad fahren. Ich will die Neugier – die ja eine zutiefst menschliche Eigenschaft ist – derartig anstacheln, dass die Menschen nicht anders können als hinzuschauen.“

Und ratlos zurückbleiben?

„Oder ihnen der Kopf vor lauter Erklärungsversuchen surrt. Ich weiss noch, dass ich als Kind, wenn ich einen Zauberer im Fernsehen gesehen hatte, stets ein Erklärungsmodell parat hatte. Darüber muss ich heute natürlich schmunzeln, aber damals war mir immer ‘klar’ wie der das gemacht hatte. Ich hatte mir auch nie überlegt, dass man diesen Beruf lernen kann. Für mich waren Zauberer einfach Zauberer. Die konnten was, was andere nicht konnten. Fertig.“

Wie kam es dann, dass er es doch wurde?

„Mit vierzehn Jahren fand ich in einer Bibliothek ein Buch über Zauberei. Darin konnte ich mit eigenen Augen lesen, wie Zaubertricks entwickelt werden und was alles dazugehört, sie souverän vorzuführen. Da ging für mich die Tür in eine andere Welt auf. Fortan habe ich mir ständig Techniken überlegt, wie ich bestimmte Tricks umsetzen könnte. Und weil ich nicht aus einer Familie komme, in der man sich einfach alles kauft, was man sich wünscht, habe ich mir von Anfang an meine Apparate selbst gebaut.“

Was sagt der Vater, von Beruf Physiker und dementsprechend Naturwissenschaftler, zum Beruf seines Sohnes?

„Zauberei nutzt ja die Naturwissenschaft für ihre Effekte. Ich sage gerne, dass der Zauberer Traum und Realität vereint. Der Zuschauer darf sich allein dem Traum hingeben, aber ich brauche beides. Und mein Vater ist – um das zu beantworten – echt fasziniert von dem, was ich tue. Und ich glaube, er ist auch ein bisschen stolz.“

Bleibt die Frage, wie sich Peter Marvey fit hält. So ein Magier muss doch sehr geschmeidig sein und sich um Ecken biegen können. Oder eben mit abgesägten Beinen Einrad fahren.

„Das Rezept heisst Rennen, Fitness und Schwimmen, wann immer ich dazu komme. Weniger zum Muskelaufbau, nur um eine gleichmäßige Belastung des Körpers aufrecht zu erhalten. Dann achte ich sehr stark auf mein Gewicht. Ich halte es konstant bei 66,3 Kilogramm.“ Und mit seinem lausbubenhaften Lächeln fügt er hinzu: „Meine Flügel müssen mich ja tragen können.“





## Zauberer vereinen Traum und Realität. Der Zuschauer darf sich allein dem Traum hingeben

Ausgezeichnet. Das ist er übrigens auch. Mehrfach. Hat er sich über einen Preis besonders gefreut?

„Ja, das war ungefähr vor zwanzig Jahren. Als ich beim ‘Monte Carlo Magic Stars’ teilgenommen hatte. Da war eine elf Mann starke Magiertruppe aus Korea angereist und zwei Zauberinnen aus Las Vegas. Alle mit riesiger Ausrüstung. Und ich kam aus Rüti mit einem – Köfferchen. Da dachte ich ‘Was willst Du hier überhaupt?’ Egal, ich führte meine Nummer ‘Magic Hands’ vor, bei der ich keine Requisiten habe, sondern sie alle erst hervorzaubere. Aber nicht aus dem Ärmel oder so, sondern richtig. Ich hatte dazu ein kurzärmeliges Hemd an, damit das noch überzeugender war.

Na ja, auf jeden Fall bin ich nach der Nummer wieder hinter die Bühne und wollte mich eigentlich fertig machen zur Abreise, als ich aufgefordert wurde, noch einmal auf die Bühne zu gehen. Das habe ich gemacht. Da setzte ein Blitzlichtgewitter ein und mir wurde der ‘Goldene Zauberstab’ von einem Herrn überreicht – weil ich den Wettbewerb gewonnen hatte. Ich konnte es gar nicht richtig fassen. Auf jeden Fall fuhr ich doch nicht heim.

Am Abend gab es nämlich eine festliche Gala, zu der auch der Prinz Albert von Monaco kommen sollte. ‘Vielleicht lerne ich ihn ja kennen’, dachte ich mir damals, schliesslich hatte ich den grossen Preis gewonnen. Weil ich nicht wusste, wie der Prinz aussah, habe ich meine Tischdame gefragt, ob sie mir da weiterhelfen könne. Sie rutschte fast vom Stuhl vor Lachen und steckte mir leise, dass er genau neben ihr säesse. Da sah ich, dass das derselbe Mann war, der mir auf der Bühne den Preis überreicht hatte.“ Und wieder dieses lausbubenhafte Lachen.”

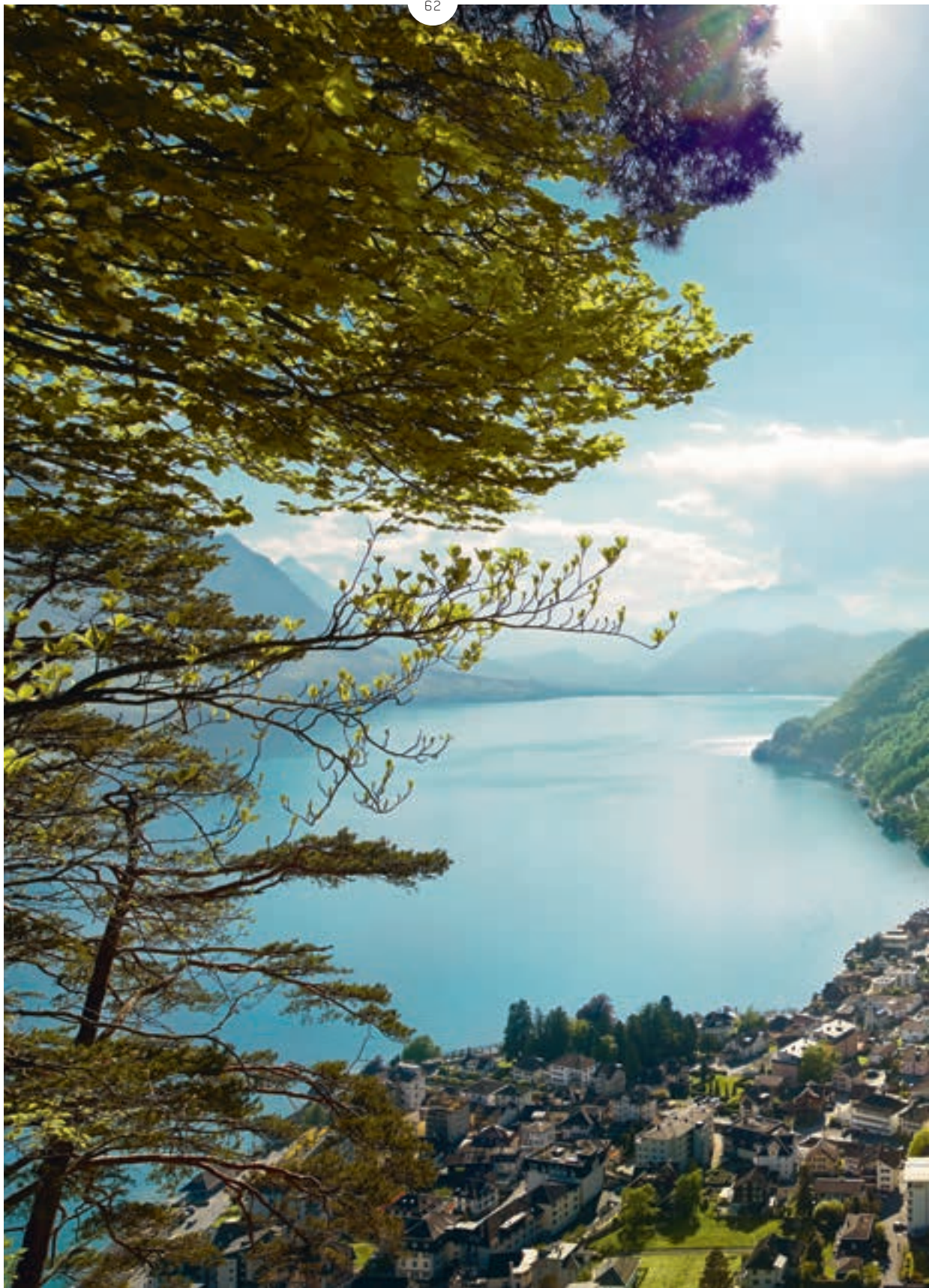
Und was soll jetzt in Malaysia passieren?

„Da werde ich sechs Monate lang 180 mal die Menschen in einem sehr grossen Varieté-Theater für 80 Minuten verzaubern. Das ist mein absoluter Traum. Denn einerseits ist das ein richtig grosses Engagement und andererseits nicht so gross, dass ich mich für Jahre verpflichten und meine Freiheit aufgeben müsste.“

Wie Siegfried & Roy, mit denen er befreundet ist. Was sagen die eigentlich dazu?

„Die mussten über viele Jahre jeden Tag in Las Vegas zwei Shows machen. Sieben Tage die Woche. Das ist ganz schön hart. Ich weiss noch nicht, wie mir die Dauerbelastung in Malaysia gefallen wird. Aber einen Tag in der Woche habe ich frei. Und Kuala Lumpur ist nur 50 Kilometer entfernt. Es wird bestimmt sehr aufregend werden.“

Wir wünschen ihm dafür ein herzliches „Toi, toi, toi!“ 🍷







gersau

*Blick von der Aussicht-  
stelle Cholerbode auf  
Gersau  
FOTO: Stefan Zürrer*





WIE DIE SENNENGESellschaft MIT ALPSEGNUNG, SENNENGEMEINDE UND SENNENCHILBI ÜBERLIEFERTE TRADITIONEN PFLEGT

von Hans Steinegger

**H**och über Gersau soll sich vor genau 421 Jahren im Gschwänd unterhalb der Rigi Scheidegg ein schreckliches Ereignis zugetragen haben. Der Luzerner Priester und Kirchenhistoriker Alois Lütolf (1824-1879) hat das Geschehen 1862 nach mündlicher Überlieferung festgehalten. Unheimliches wird berichtet...

#### UNHOLDE AUF „RIGI SCHEIDEK“

„Es war am St. Jakobifest 1593 in der Nacht, als plötzlich im obern Gschwänd am Rigiberg 60 Haupt Rindvieh in einer Alphütte allein und 24 in andern plötzlich verendeten. Der Senn eilte hochbe-

stürzt nach Gersau hinab und erzählte, man habe droben auf der Alp bei den 3 Hütten wo das Unglück geschah, gleichzeitig zwei schwarze buschige in die Wolken hinauftragende Riesen gesehen. In dem grimmigen Kopfe der Ungethümer sass je ein paar Augen, so gross wie ein centnerschwerer Käs. Noch am Morgen konnte man auf der Stätte wo sie gewelt, deutlich den widerlichen Schwefelgeruch wahrnehmen. Um künftig von solchem Unglück verschont zu bleiben errichteten die Sennen eine Bruderschaft und bis auf den heutigen Tag wird am St. Jakobsfest im Juli in der Kapelle auf dem Käppeliberg ein Buss- und Bitttag gehalten. Mehr wusste unser Erzähler nicht“, hat Lütolf wörtlich festgehalten.

Die zwei sagenhaften Riesen leben heute im Brauchtum als *Wildmannen* fort: Es sind die beiden *Tschämeler*, welche die Sennengesellschaft Gersau an ihrer Sennenchilbi begleiten. Längst sind sie jedoch nicht mehr die gefürchteten Walddämonen im Tannenbartkleid mit einem *Grotzli* (junge Tanne) auf dem mächtigen Kopf, glotzenden Augen und hängender Zunge. Vielmehr haben sie sich zu friedlichen Trollen gewandelt und verkaufen heute zugunsten der Gesellschaftskasse grosse runde Lebkuchen, die *Tschämelerkronen*.

## URSPRUNG DER BRUDERSCHAFT

Die schlimme Seuche, der 1593 auf der Alp Gschwänd insgesamt 84 Kühe zum Opfer gefallen waren, veranlasste die Gersauer Bauernsamen noch im selben Jahr, eine Sennenbruderschaft zu gründen. Unter dem Schutz der drei Heiligen Wendelin, Antonius und Marzellus wird seither der Allmächtige sowohl um künftige Abwendung solcher Übel gebeten als auch um seinen Segen für Menschen, Vieh und Land gefleht. Papst Innozenz XI. bestätigte 1683 die Bruderschaft mit einer päpstlichen Bulle, die heute noch im Bezirksarchiv aufbewahrt wird. So ist die Bruderschaft von Gersau nach Schwyz (1575) die älteste ihrer Art im Kanton.

## ALPSEGNUNG

Auf einigen Schwyzer Alpen ist im Sommer noch allabendlich der *Betruf* oder Alpsegen zu hören. Er ist ein einstimmiger, unbegleiteter und mundartlich gefärbter Sprechgesang, der vom Äpler durch einen Holztrichter (Volle) gerufen wird. Nach christlichem Glauben hat die Segnung der Alpweiden und Stallungen schützende Funktion. Diesen kirchlichen Brauch pflegt die Sennengesellschaft Gersau noch alle Jahre zusätzlich mit der „Alpbegehung“ am St. Antoniustag (13. Juni) auf Chäppelberg, wo sie in der Kapelle zusammen mit den Äplern und Bauern eine Messe feiert. Darauf zieht man mit dem Pfarrer von Alp zu Alp, um Weiden und Stallungen zu segnen. Durch die Fürbitten der heiligen Sennenpatrone soll das Vieh während der Alpzeit gesund erhalten und die Seuchengefahr von ihm ferngehalten werden.

## AVENTÜREN

Alljährlich erinnern sich die Mitglieder der Sennenbruderschaft am St. Jakobstag (25. Juli) an das grosse Unglück von 1593. Sie treffen sich ebenfalls auf Chäppelberg zum Gottesdienst bei der Kapelle. Danach dislozieren sie zum Holzbühl-Kreuz, wo unter freiem Himmel die Sennengemeinde stattfindet, um die „Beamten“ der Sennengesellschaft zu wählen und die anstehenden Sachgeschäfte zu erledigen. Dem gemeinsamen *Znüni* mit Trank, Wurst und Brot folgt das gesellige Beisammensein, wie dies von altersher selbst bei kleinen Alpfesten gepflegt wird. Auf dem Programm stehen für die Kinder „Aventüren“, die altüberlieferten Nationalspiele wie *Schnelllauf*, *Weitsprung* und *Weitwurf*, während sich die

Erwachsenen im *Steinstossen* messen. Was manche erstaunen mag: Das typische Kräfteressen im Schwingen zählt hier nicht zu den Wettspielen. Dafür geht es zum Abschluss in die Wirtshäuser auf Gschwänd und Gätterli, wo Ländlermusiker zum Tanz aufspielen.

## SENNENCHILBI

Ganz anders gestaltet sich am Sonntag nach St. Gallus (16. Oktober) die alljährliche Sennenchilbi in Gersau. Das „Titularfest“, wie der Anlass auch genannt wird, beginnt mit dem Einzug in die Pfarrkirche, wo der Festgottesdienst mit Ehrenpredigt gefeiert wird. Nach dem Auszug, den die beiden *Tschämeler* begleiten, sorgen Musikanten, Jodler und Trachtentanzgruppe auf einer Bühne für Unterhaltung. Die Kinder und Jugendlichen schlüpfen beim *Sackgumpen* in einen Kartoffelsack, der über den Schultern zugebunden wird, und versuchen, darin aufzuspringen und sich eine Wurst an einem hohen Seil zu schnappen! Danach finden sich die 15 Mitglieder der Sennengesellschaft mit ihren Frauen und Sennenmädchen zum offiziellen „Sennenmahl“ ein, dazu Pfarrer und Festprediger als weitere Gäste. Am Nachmittag gibt es zum „Nachtisch“, begleitet von stimmiger Ländlermusik, traditionell Krapfen, Lebkuchen, Schenkeli, Nidel und gebrannte Mandeln. An diesem Anlass hat nach festem Programm der erste *Prediger* seinen Pflichtauftritt, indem er „eine passende Rede“ hält, „die auf Förderung der Geselligkeit und Einträchtigkeit zwischen der Landwirtschaft und dem Dorf ausgerichtet sein soll“, wie die Statuten vermerken. Denn: „Die gehaltene Rede soll archiviert werden.“

Ungeachtet von Alter, Geschlecht und Herkunft können übrigens alle, die „einen christlichen Lebenswandel führen“, in die Sennenbruderschaft aufgenommen werden – ob sie nun in der bäuerlichen Arbeitswelt tätig sind oder nicht. Die Eintrittsgebühr beträgt nur zwei Franken – vorausgesetzt, man wohnt in der „Alten Republik“ oder ist ein Ausgewanderter, also ein Heimweh-Gersauer! 📍

 **ALPSEGNUNG**  
Chäppelberg,  
Antoniustag,  
13. Juni 2014

**SENNENCHILBI**  
Gersau, Pfarrkirche /  
Rathausplatz,  
19. Oktober 2014

**SENNENGEMEINDE**  
Holzbühl, Jakobstag,  
25. Juli 2014



KANTONESISCHES

## LA'CHONIGI

---

*von Nathalie Henseler*

Die Suche nach der geeigneten Frau für Haus und Hof gestaltet sich seit jeher als Herausforderung für den anspruchsvollen Mann. Schliesslich hat er etwas zu bieten und will sich nicht ohne äussere Not der einzigen Dorfschönheit ergeben, sondern – Bitte sehr! – er will die Auswahl haben. Ob solchen Edelmutts und solcher Selbsteinschätzung zogen schon für manchen Mann zu viele frauenlose Lenze ins Land. So sind nicht nur *seine* besten Jahre dahingegangen. Nein, inzwischen war auch die Dorfschönheit vergeben. Was tun?

Es blieb beispielsweise noch die Möglichkeit, der schönen zugezogenen Serviertochter den Hof zu machen. Kann er sie erobern, wäre er mit einer „Anegloffne“, also einer ‚Herangelautenen‘, verheiratet, was je nachdem bewundert oder belächelt wurde und wird. Falls es aber mit der „Anegloffne“ nichts wird, bleibt nur noch der Griff zum Katalog. Entweder jener mit den Reiseangeboten für Thailand, oder jener mit Fotos von heiratswilligen Frauen aus etwas weniger östlich gelegenen Gefilden.

Zu finden sind solche Lichtbilder wohl heutzutage auch im Internet. Doch die Vorstellung des einem Fotoalbum nachempfundenen Kataloges scheint zur Erklärung unseres Begriffes etwas angemessener zu sein. Ist also die Wahl im Katalog getroffen, die Frau bestellt und ist sie nett und arbeitsam, so wird dem Glück unseres Suchenden wohl nichts mehr im Weg stehen.

Für eine aus dem Katalog bestellte Frau, hat das Schwyzerdeutsch ein wunderbares substantiviertes Verb parat: Das ist eine „La’chonigi!“. Eine Frau, die man (eben aus dem Katalog bestellt) ‚hat kommen lassen‘, abgeleitet aus dem schwyzerdeutschen Verb „la cho la“ für ‚kommen lassen‘. ☺







# Welt

*Blick auf das  
Chicagoer John  
Hancock Center  
(Mitte) von der  
„Magnificent  
Mile“, Ecke  
Chicago Avenue  
FOTO: Andreas  
Lukoschik*





*Professor Leo Schelbert  
vor Federn, die nichts  
mit der Urbevölkerung  
Nordamerikas zu tun  
haben.*



# „TROTZDEM FROH GEGEN DEN WIND“

LEO SCHELBERT AUS  
STEINEN WAR ÜBER 30  
JAHRE PROFESSOR FÜR  
GESCHICHTE AN DER  
UNIVERSITY OF ILLINOIS

von *Andreas Lukoschik*

**E**in ungewöhnlicher Mann sitzt mir da gegenüber. Am schlichten Tisch in einem gemütlichen kleinen Haus eines Vororts von Chicago: Prof. Dr. Leo Schelbert, emeritierter Professor für Geschichte und trotz seiner 85 Jahre weiterhin auf der Suche nach ... ja, man muss es wohl „Verstehen“ nennen?

Mit wachen Augen lächelt er mich freundlich an und erzählt mir gerade, dass das Bild an der gegenüberliegenden Wand vor vielen Jahren von seinem Bruder Hermann gemalt worden sei. Es zeigt einen Vogel – vielleicht ist es ein Phönix – der mit gewölbter Brust, weit ausgebreiteten Schwingen und geöffnetem Schnabel sich erhebt. „Mein Bruder hat es ‚Trotzdem froh gegen den Wind‘ genannt. So kommt mir das Leben vor“, sagt er und lächelt. Das Bild hätte das Zeug zu einem zwei mal zwei Meter grossen Ölgemälde. Stattlich. Strahlend. Amerikanisch. Ist es aber nicht. Stattdessen ist es

eine kleine Gouache, die es in sich hat. Das passt zu Leo Schelbert. Denn auch er hat es in sich. Professor für amerikanische Geschichte war er. Als Schweizer. Das ist eine mutige Ansage – in einem Land, das sich als „God’s own country“ sieht. Also als „Gottes eigenes Land“.

Und als ob Leo Schelbert aus dem kleinen Kanton Schwyz sich damit nicht schon genug vorgenommen hätte, wagte er sich in seiner Forschung überdies auf das Spezialgebiet „Einwanderungsgeschichte“. Also an die Wurzeln des amerikanischen Selbstverständnisses. Denn die Vereinigten Staaten von Amerika sind ein Einwanderungsland. Eigentlich hätte er nur das übliche Glaubensbekenntnis nachbeten müssen. Nämlich dass die „Pilgrim-Fathers“ aus Europa fliehen mussten, weil sie wegen ihres Glaubens in der „Alten Welt“ verfolgt wurden – und, dass sie sich nur unter Aufbieten ihrer letzten Reserven ein Fleckchen Erde sichern konnten, das sie im Schweisse ihres Angesichts kultivierten. „*E pluribus unum*“: „Aus vielen eines“. So steht’s im Wappen des amerikanischen Präsidenten.

Leo Schelbert ist ein aufrechter Schwyzer, der es sich nicht nehmen lässt, seinen eigenen Kopf zu haben und unabhängig zu denken. Also begann er zu forschen, wie es denn wirklich war. Damals, als die Siedler aus Europa nach Amerika

kamen. „Ich hatte nämlich während des Studiums das Gefühl, das da irgendwas nicht stimmte,“ erzählt er. Also recherchierte er und forschte. Dabei fand er heraus, dass es „anders“ war, als es die offizielle Geschichtsschreibung berichtet.

Als Erstes fiel Schelbert auf, dass für die Geschichtserforschung dasselbe gilt wie für alle anderen Geisteswissenschaften: Sämtliche Dokumente, die der Geschichtsforschung zugrunde liegen, sind von Menschen verfasst worden. Die hatten dabei bestimmte Interessen. Das bedeutet: Selbst die ältesten Pergamente und die beeindruckendsten in schönstem Latein oder Altenglisch verfassten Handschriften, sind so geschrieben, wie es der jeweilige Verfasser seinerzeit für richtig hielt.

„Das soll nicht heißen,“ präzisiert er seine Gedanken, „dass die Urheber lügen oder etwas Falsches sagen. Aber es bedeutet ganz klar: Sie sind keinesfalls objektiv. Und deshalb darf man sie auch nicht so bewerten!“ Einen Wissenschafts- oder Erkenntnistheoretiker wundert das nicht. Wenn es allerdings um die Geschichte eines Landes geht, ist man mit Schelbert's Ansatz sehr schnell an den Wurzeln der Seele einer Nation – und damit bis zum Hals in ... Politik.

Aus deren Irrungen und Wirrungen konnte sich Leo Schelbert allerdings stets heraushalten. Ob ihm dabei seine Schweizer Neutralität, die wissenschaftliche Reputation oder sein freundliches Wesen halfen, sei dahingestellt. Auf jeden Fall hielt er bei allen Erkenntnissen, die er sammelte, den Ball flach. „Ich wollte ja nichts niederreißen, sondern nur verstehen,“ sagt er dazu mit seiner leisen, freundlichen Stimme. Diese ruhige Haltung musste er unter anderem an den Tag legen, weil er im Rahmen seiner Forschungen auf Zusammenhänge stieß, die zu der damaligen Zeit so nur sehr wenige auszudrücken wagten. Zum Beispiel, dass sich keineswegs jeder einzelne Siedler mühsam ein Fleckchen Land suchen musste. Nein, zunächst hätten die Einwanderer aus Europa zwar mit den Indianern verhandelt. Das allerdings mit einem klaren Ziel: Die hätten Platz zu machen. Taten sie das nicht freiwillig, rückte die Kavallerie aus und vertrieb die Ureinwohner mit Waffengewalt – oder schlachtete sie gleich ab.

„Im Jahre 1600 – als die ersten Siedler kamen – lebten 7 Millionen Ureinwohner in Nordamerika,“ erläutert Prof. Schelbert diese Aussage und fährt



Eine solche Geschichtsbetrachtung trug ihm unter seinen Kollegen das Urteil ein, gerne im Dreck zu wühlen. „Aber das ist kein Dreck,“ sagt er, „sondern so geschehen.“





fort: „1890 waren es – nach offizieller amerikanischer Zählung – 300 000, unter denen viele Mischlinge waren. Zum Vergleich: In dieser Zeit hatte sich die Weltbevölkerung verdreifacht!“ Die Abnahme der Urbevölkerung sei kein Zufall gewesen. „George Washington selbst hat klar gesagt,“ belegt Schelbert seine Aussage, „Indianer sind wie Wölfe: Kaum ist man weggegangen, kommen sie wieder“. Und weiter: Beide seien ‘beasts of prey, though they differ in shape’. Also: ‘Beide sind Beutetiere, obwohl sie sich im Aussehen unterscheiden’. Er habe sie damit nicht nur zum Abschuss freigegeben, sondern den Abschuss von Männern, Frauen und Kindern mit konkreten Befehlen veranlasst.

„Mit dieser Haltung unterschieden sich die englischen Kolonisatoren deutlich von der Art, mit der sie in anderen Kolonien vorgehen,“ fährt der Professor fort. „In Indien zum Beispiel verfolgten sie das Konzept ‘Dominanz’, also Herrschaft über die Inder. In Amerika entschieden sie sich für die Strategie ‘Wir sind zivilisierte Menschen, während die Ureinwohner primitive Wilde sind, die neben uns nicht existieren können’. Und sie handelten mit tödlicher Konsequenz. Dabei liessen sie völlig ausser Acht, dass sie selbst die Eindringlinge waren.“

Viele christliche Missionare hätten bei diesem Vorgehen eine wichtige Rolle gespielt: Einige lieferten die ideologische Rechtfertigung dafür, dass die aus Europa stammenden Siedler den ‘Wilden’ überlegen gewesen seien – eben weil sie Christen waren. Andere hätten allerdings tatsächlich versucht, zwischen den Fronten zu vermitteln. Am Ende allerdings immer vergeblich. Einer von ihnen stammte aus Schwyz und hörte auf den Namen Alois Marty. Kein Wunder also, dass er ein Forschungsobjekt für Leo Schelbert wurde. Marty war bei seinem ersten Versuch, von den Benediktinern ins Kloster Einsiedeln aufgenommen zu werden, nicht akzeptiert worden. Er erschien den Mönchen zu eigensinnig. Später gelang ihm der Eintritt ins Kloster doch noch. Er wählte den Ordensnamen „Martin“, wanderte aus und gründete im Jahr 1860 im amerikanischen Indiana den Ort St. Meinrad. Mit Erfolg. „Im Jahre 1894 zählte seine Diözese 35 000 Katholiken in 51 Gemeinden mit 40 Missionsstationen, zehn Kapellen und knapp einem Dutzend Missionsschulen,“ so Schelbert. Als Missionar tat er sich besonders bei der Auseinandersetzung mit den Lakota-

Indianern hervor. Deren spiritueller Anführer war Tatanka Iyotanka – besser bekannt als Sitting Bull.

„Er muss ein charismatischer Indianer gewesen sein,“ so Prof. Schelbert, „der sich kompromisslos für die Existenz seines Volkes einsetzte. Das war eine Haltung, die bei den Militärs nur eine Resonanz hervorrief: Krieg. Und das besonders, nachdem Sitting Bulls Stämme im Jahr 1876 am Little Big Horn fünf Kompanien des Generals Custer aufgerieben hatten. Womit sie eindrucksvoll zeigten, dass sie sich nicht einfach vertreiben lassen wollten.“ Eine Haltung, die man heute mehr als verstehen kann.

Die politische Situation damals war angespannt. Der Nachfolger von Präsident Abraham Lincoln verfolgte die Abschaffung der Sklaverei. Er hatte mit den sich daraus entwickelnden Widerständen innenpolitisch alle Hände voll zu tun. In der Indianerfrage nahm er deshalb die Verantwortung aus den Händen korrupter Politiker und übergab sie an Kirchenvertreter. Darunter auch Martin Marty. Sein Ziel: die Lakotas des Sitting Bull zu „bekehren“.

Wie war deren Kultur einzuschätzen?

„Matriarchalisch. Das oberste moralische Ziel war der Familiengedanke,“ sagt Professor Schelbert dazu. „Alles andere wurde dem untergeordnet – Eigentum, persönliche Ziele, Ruhm, das Leben selbst. Der *tiospaye*, die Großfamilie, nährte sich spirituell aus einer kosmischen Beziehung. Sexualität war ein Geschenk und galt als Ausdruck von *Wakan Tanka*, einer kosmischen Energie. Heirat war primär ein wirtschaftliches Arrangement, in dem es wichtiger war, Mutter zu sein als Ehegattin. Zumal Männer mehrere Frauen haben konnten und diese Form des Matriarchats spirituell auf einer frauenzentrierten Weltansicht beruhte. Eine Haltung, die nicht nur den christlichen Missionaren – sondern auch den Militärs – ein Dorn im Auge war. Weshalb sie sie als ‘heidnisch’ und als ‘Teufelsanbetung’ etikettierten. Was ausgerottet gehöre.“

Sitting Bull, der die Kultur seines Volkes erhalten wollte, blieb unbeeindruckt von dem, was ihm Martin Marty als christlichen Glauben andiente. Er wanderte mit seinem Stamm in das Staatsgebiet Kanadas. „Das liess den Militärs jedoch keine Ruhe. Sie töteten die Bisonherden der nördlichen Regionen, von denen sich die Lakotas

ernährten. Die Folge: die hungernden und ausgezehnten Ureinwohner zogen den letzten Resten der Bisonherden hinterher, gerieten dabei wieder auf amerikanisches Territorium und wurden gestellt.“

Bruder Martin wollte vermitteln. Den Lakotas wurde von der Regierung ein Reservat aufgezungen, was Marty begrüßte, weil es den „Indianern“ enge Schranken setzte. Das passte zu Marty´s Absicht, sie zum Katholizismus zu bekehren. Sitting Bull und die Reste seines Stammes nahmen dieses „Angebot“ jedoch nicht an – und wurden aufgerieben. „Keine schöne Geschichte. Aber sie gehört zur Geschichte der Einwanderer dazu, auch wenn dabei die ‚christlichen Einwanderer‘ nicht gut wegkommen“, sagt Leo Schelbert heute.

Eine solche Geschichtsbetrachtung trug ihm unter seinen Kollegen das Urteil ein, gerne im Dreck zu wühlen. „Aber das ist kein Dreck“, sagt er, „sondern so geschehen.“ Auch wenn es nicht ins heutige Bild der Vereinigten Staaten passe. „Aber das ist Politik – nicht Geschichtsforschung“, fügt er hinzu. Da unterscheidet er fein. Denn „im Grunde wollte ich immer nur das Augenmerk darauf richten“, so der Professor, „dass geschichtliche Ereignisse – bloss weil sie in der Vergangenheit abgeschlossen und damit unveränderbar sind – nicht objektive Ereignisse sind. Wir Menschen konstruieren Geschichtsereignisse, indem wir Bilder erschaffen.“

„Schauen Sie sich die beiden Päpste Benedikt und Franziskus an. Keiner der beiden macht etwas falsch. Dennoch konstruiert jeder ein anderes Bild von katholischer Wirklichkeit. DAS versuche ich in der Geschichte aufzuzeigen: die unterschiedlichen Konstruktionen von Wirklichkeiten. Mit so wenig Wertung wie möglich. Wobei ich zugeben muss, dass allein schon die Tatsache, dass sich ein

Forscher mit einem bestimmten Thema beschäftigt, eine persönliche Wertung ist. Sie sehen,“ fügt er mit einem Lachen hinzu, „Sie sitzen hier einem ganz merkwürdigen Vogel gegenüber.“ Dabei schaut er auf den Vogel, den sein Bruder gemalt hat. „Trotzdem froh gegen den Wind“. Und wieder sagt er: „So kommt mir das Leben vor.“ 🍂



LEO SCHELBERT erhielt viele Auszeichnungen – für viele davon wurde er von seinen Studenten nominiert. Hier seien nur drei genannt:

**1986 DIE ELLIS ISLAND MEDAL OF HONOR**  
– eine der höchsten Auszeichnungen der USA für Zivilisten (Träger sind unter anderen sechs US-Präsidenten, Muhammad Ali, Henry Kissinger und Martin Scorsese).

**2005 SOCIETY FOR GERMAN AMERICAN STUDIES OUTSTANDING ACHIEVEMENT AWARD**

**2006 FDP INTERNATIONAL SWISS ABROAD OF THE YEAR PRIZE**  
(„Auslandschweizer des Jahres 2006“)







# KREATIVITÄT FÖRDERN, ENTFESSELN, AUFWECKEN.

ARTHELPS IST EINE INITIATIVE VON KREATIVEN UND KÜNSTLERN, DIE MENSCHEN AUS SOZIAL BENACHTEILIGTEN VERHÄLTNISSEN AUF GANZ BESONDERE ART UND WEISE HILFT: MIT KREATIVITÄT.

von *Andreas Lukoschik*

**B**ei Favelas denken die Menschen zuerst an Gewalt. An Drogen und zwielichtige Gestalten. Die Organisation ARTHELPS dagegen dachte nur an eines: Menschen die Möglichkeit zu geben, sich auszudrücken. So entstanden seit 2011 kleine und große Kunstwerke – zum Beispiel auch die Illustrationen in dieser Ausgabe. Im letzten Workshop im Februar 2014 wurden sogar Kunstwerke entworfen, die man anziehen kann.

Mit der T-Shirt Kollektion „MORRO DO PAPAGAIO“ (übers. „Papageienhügel“) führen die Kreativen um Designer Thomas Lupo ihren Weg fort, der sie nicht immer nur nach Brasilien führt. Nämlich Menschen aus sozial benachteiligten Verhältnissen eine Bühne zu bieten, auf der sie ihr künstlerisches Potential entdecken, kennenlernen und ausleben können. Und vor allem: Ihnen eine Stimme zu geben. Denn durch die Verbreitung der entstandenen Arbeiten werden die Probleme der Beteiligten von einer breiten Masse gehört und gesehen. Dabei fließen die Einnahmen, die durch Ausstellungen, Aktionen oder auch Produkte wie Bücher erwirtschaftet werden, konsequent in neue soziale Projekte.

Übrigens: Nicht nur als Kreativer kann man ARTHELPS mit guten Ideen helfen. Zwei davon: Unterstützer zu werden oder eines der nachhaltig hergestellten Produkte zu kaufen. Schauen Sie doch mal unter [www.arthelps.ch](http://www.arthelps.ch) vorbei. 📍



HAUPTSPONSOR



01 PFÄFFIKON



02 WOLLERAU



03 LACHEN



05 STEINHAUSEN



07 GOLDAU



09 SCHWYZ



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | ALLTAX AG Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONTRACTPLAN AG · Architekten, Bauleiter, Bauingenieur, Baukontrolling · Wollerau | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | ETZEL IMMOBILIEN AG · Immobilienvermittlung, -vermietung, Suchservice, Schätzung, Facility Management · Pfäffikon | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | TELCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz |



Beim diesjährigen Wettbewerb des Art Director Club (ADC) - DEM Wettstreit der Kreativen im grossen Kanton - hat das Y Mag in seiner Kategorie Silber bekommen. Begründung: Diese Arbeit setzt Massstäbe in seiner Kategorie!

Ein wunderbarer Anlass, unseren Sponsoren zu danken, ohne die wir dieses Magazin nicht machen könnten.

*Danke*





*the  
region  
of*